

Die Neue Welt.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 14.

1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Kautsky.

13. Fortsetzung.

14. Kapitel.

In dem Konversationsaal des Parlamentsgebäudes, in den das Sonnenlicht von oben durch eine Glasdecke gedämpft hereinfiel und auf dem glatten Parkettboden ruhte, der mit einem breiten Lausteppich von Belours bedeckt war, war es zur Stunde leer und stille.

Die Sitzung hatte begonnen und hielt die Mitglieder des Parlaments gegen ihre sonstige Gewohnheit in dem großen Sitzungssaale fest.

Es war ja ein tägliches Vorkommnis, daß, während ein Mitglied der Rechten sprach und seine Ansichten darlegte und versucht, die Linke einzuweilen den Saal verließ, um erst nach Beendigung des Speechs wieder zurückzukehren, und in gleicher Ungenirtheit lichteten sich die Reihen der Rechten, sobald einer von der linken Seite des Hauses das Wort ergriff.

Man wußte ja im vorhinein, welche Anträge gestellt würden, was dieser oder jener darin vorbringen würde, und sollte in der Tat eine neue, geistreiche Wendung vorkommen, wie unvorhergesehene Apoptrophen eintreten, so konnte man das bequemer und in aller Ausführlichkeit aus den Zeitungen erfahren.

Nur wenn ein Redner Pitantes erwarten ließ, oder wenn die Debatte zu einem Interessentkampf der Parteien anwuchs, wo die Leidenschaften heftiger aneinander platzten und persönliche Gegnerschaft zum Worte kam, da pflegten nur wenige zu fehlen, und dann bot das Haus den imposanten Anblick seiner gesammten Mitglieder, und außerdem den eines dicht gedrängten Auditoriums in den Logen und auf den Galerien.

Ein solcher Fall war auch heute zu verzeichnen. Die Versammlungssäle und Couloirs waren verödet; nur Hussiers, die weiße Binde am Arm, glitten geräuschlos hin und wieder, und ebenso suchte traten die Stenographen auf, die, eben abgelöst, aus dem Sitzungssaale kommend, ihre stenographischen Aufzeichnungen zu revidiren suchten.

Ein großer wohlbeleibter Mann, mit dem roten Gesicht des Apoplektikers und einem weit herabfallenden Demokratenbart, kam jetzt durch das Vestibule hereingeschritten; er sah höchst imponirend aus und nickte den Hussiers herablassend zu. Sein Gang, seine ganze Persönlichkeit hatte etwas Wichtiges.

Man sah es diesem Manne an, er war von dem ungeheuersten Respekt gegen sich selbst erfüllt und von der Ueberzeugung, daß die übrige Menschheit alle Ursache hätte, ihm gegenüber es auch zu sein.

Er kam in die engen Couloirs, die um den Sitzungssaal herum sich erstrecken. Hier konnte man die Stimme des Redners schon mit einiger Deutlichkeit vernehmen.

Es war eine klare, volltönende Stimme; sie klang ruhig und bestimmt, und schien durch Wohlklang und rhetorische Gewandtheit die Zuhörerschaft zu fesseln.

Der Wichtige warf den Kopf in den Nacken.

„Baron Reintal?“ fragte er nachlässig einen an ihm vorüberhuschenden Hussier.

„Ja, Herr Biedermann, der Baron spricht schon seit einer Stunde.“

Herr Biedermann zog die breiten Lippen ironisch herunter und murmelte etwas von „breitgetretenen Phrasen“ in seinen Demokratenbart. Da wurde die Stille plötzlich unterbrochen, ein Sturm tobte durch das Haus.

Es war ein ganz wütendes Händeklatschen, ein lautes Bravorufen, von Zischlauten und höhnischem Lachen durchmengt, und als diese lärmende Kundgebung sich gelegt, pflanzte sich die Erregung, einem dumpfen Brausen gleich, durch den immensen Raum noch fort.

Herr Biedermann hatte eine der kleinen Türen, die von den Couloirs aus zu den obersten Bänken der Abgeordneten führen, geöffnet, und steckte den Kopf durch dieselbe. Seine Augen überflogen den Saal, der in seiner überreichen Architektur und Dekoration, der imponirenden Anzahl der Parlamentsmitglieder und dem distinguirten Publikum seiner Galerien einen glänzenden und bewegten Anblick bot.

Der Redner stand noch aufrecht auf seinem Platz auf der linken Seite des Hauses. Er hatte eine Pause eintreten lassen und erwartete den Moment, wo der Lärm sich gelegt haben würde, um fortzufahren.

Das Oberlicht des Saales warf durch matte Gläser eine gedämpfte Helle über das hohergehobene Haupt des Baron Reintal. Seine Haltung war vornehm und geschmeidig wie immer,

er lächelte, als hätte er nur Liebenswürdiges gesagt, das alle Welt entzücken müßte, und doch hatte er soeben die Regierung in heftiger Weise angegriffen, ihre Sünden und Unterlassungen ihr vorgehalten, ihre Maßnahmen der herbsten Kritik unterzogen. —

Die Mehrzahl der Abgeordneten der Rechten, die ihre Bänke verlassen, hatten sich im Parkett unter dem Redner zusammengescharrt, in dichten, kompakten Massen umstanden sie ihn, erregten Antlitzes, in heftiger Gestikulation das soeben Gehörte untereinander diskutierend.

Auf den Galerien, die von der Opposition besetzt waren, wirkte die freudige Bewegung, die aufflammende Bewunderung über die Kühnheit des Redners noch fort, und besonders die Blicke der Damen, mit oder ohne Lognon, weilten mit schwärmerischer Begeisterung auf dem schönen Parlamentarier.

Dieser führte ein Glas Wasser an seine Lippen, um sie zu nezen; seine Augen richteten sich nach einer Loge, in welcher eine Dame von üppiger Schönheit und geschmackvoller Toilette Platz genommen. Neben ihr saß ein junges Mädchen von äußerster Einfachheit, das der ganzen Debatte mit Aufmerksamkeit zu folgen schien.

Es war Helene und Elsa, Reinthal grüßte sie mit den Augen, und sich hierauf wieder seinem Auditorium zuwendend, begann er aufs neue.

Der Präsident, der scheinbar kalt, in strenger Würde auf seinem Stuhle saß, griff instinktiv nach der Glocke, um den Sturm, den er voraussah, nach Möglichkeit zu beschwören.

Herr Biedermann zog seinen Kopf zurück und schloß die Tür. Er wendete sich dem kleinen Buffet zu, das hier zunächst aufgestellt war, um die Herren Abgeordneten in bequemster Weise mit Erfrischungen zu versorgen.

Herr Biedermann fand es vernünftiger, eine solche zu nehmen, als in den heißen Saal zu treten und den Schluß einer Rede anzuhören, die, seiner Meinung nach, aus seinem Munde viel bedeutsamer gellungen hätte.

Er war, wenn auch ein reicher Gutsbesitzer, doch ein Mann aus dem Volke, ein Demokrat, seiner Popularität kam keine gleich, denn hinter ihm standen „Millionen“, wie er wiederholt sich gerühmt, und nun dachte dieser Aristokrat ihm dieselbe streitig zu machen, sich selbst als Volksmann aufzuspielen. Es wurmte ihn. Unmutig warf er sich in einen Sessel neben dem Buffet und bestellte eine Flasche Bordeaux. Er trank gern und viel, der Herr Abgeordnete.

Der Lärm im Saal hatte sich gelegt, und wieder ertönte hell und klar die Stimme des Sprechers, die nur von einzelnen kurzen Ausrufen, Zeichen des Widerspruchs oder des Beifalls, unterbrochen wurde.

Mehrere Abgeordnete der Rechten, die in den Couloirs auf und abgegangen, um sich zu sammeln oder der überfließenden Galle Luft zu machen, eilten wieder in den Saal zurück.

Prinz Stein, der mit seinen großen, gepflegten Händen erregt über die Haare seines Hinterkopfes fuhr und sie vom Genick aus aufwärts strich, kam mit Graf Falkenau und einem vielbekanntenen Professor der Nationalökonomie im eifrigen Gespräch vorüber.

„Ich stimme Ihnen ja zu,“ sagte Falkenau, „er hat viel Vortreffliches gesagt, einiges mag als unanfechtbar gelten, und er hat vor allem bewiesen, daß er ein glänzender Redner ist.“

„Der uns gleichwohl nicht in dem Maße imponirt, als Sie so gerne glauben möchten, mein lieber Professor,“ fügte Prinz Stein spiz hinzu.

Der Professor wiegte den Kopf hin und her:

„Ich wollte Ihre Aufmerksamkeit ja nur auf das Werk lenken, aus dem Baron Reinthal seine Sachkenntnis geschöpft hat, und das ihm ein so logisch gesichtetes und gegliedertes Material an die Hand gegeben hat, das er mitunter wörtlich zitiert.“

Prinz Stein strich noch immer an seinen Haaren herum.

„Es ist also ein Werk, das unter euch Katebdermenschen einiges Aufsehen erregt?“

„Es ist zugleich der Beachtung des Politikers und Staatsmannes werth,“ entgegnete der Professor.

„Und von wem ist es?“ fragte Falkenau.

„Der Verfasser zeichnet Manlius, jedenfalls ein Pseudonym.“

„Und das Werk ist soeben erst herausgekommen?“

„Es ist ganz neu, Baron Reinthal mußte wohl auf sein Erscheinen schon vorbereitet sein.“

„Ah, dieser Manlius ist also von ihm inspirirt?“

„Das ist er nicht. Der Verfasser gelangt darin zu Schlüssen und positiven Vorschlägen, die durchaus nicht im Sinne der liberalen Partei liegen. Er vertritt vielmehr die Sache der untersten Stände.“

„Ich werde das Buch lesen,“ sagte Falkenau bestimmt. Er nahm seine Tafel und zeichnete darein den Namen Manlius.

„Ein fähiger Kopf,“ bemerkte der Professor, und leiser, nur gegen das Ohr Falkenaus geneigt, „man sollte den Verfasser zu erfahren suchen.“

„Ich werde ihn erfahren,“ sagte Falkenau.

Sie verfügten sich in den Saal zurück.

Herr Biedermann füllte sein zweites Glas.

„Die Rechte ärgert sich,“ meinte er, indem er einem jungen Mann zunickte, der Advokat war, und in diesem Hause gleich ihm der äußersten Linken angehörte, „sie ärgert sich gewaltig, und hat doch nicht Ursache dazu.“

„Nun, Baron Reinthal spricht gut und scharf,“ entgegnete der junge Doktor. „Er hat heute einen glänzenden Tag, und es nimmt mich Wunder, daß ihm der Präsident noch nicht den Ordnungsruf erteilt.“

„Pah, einer, wie der Baron, tut ihnen ja doch nicht wehe.“ Biedermann verzog den Mund zu einem wegwerfenden Lächeln, das in ein sehr bewußtes Übergang, „ja, wenn ich mich bei der Debatte zum Wort gemeldet hätte, ich hätte ihnen das ein wenig anders gesagt.“ Er warf sich in die Brust und steckte die Finger in die Ärmelausschnitte seiner Weste, es war die Haltung, die er auch als Parlamentsredner anzunehmen beliebte. „Sie, man kennt meine Schmerzensschreie über die Lage des Volkes, man kennt auch ihre Wirkungen auf das Volk, hier hat man freilich die Gepflogenheit, über alles zu lachen, und so lachen sie auch über mich. Sie haben gut lachen, die in der Wolle sitzen.“

„Nun, Sie sitzen ja auch hübsch warm, Herr Biedermann.“

„Das genirt mich nicht, aber sie mögen sich hüten! Wenn sie mich wieder einmal provozieren, so werde ich ihnen grade heraus und unverblümt die Wahrheit sagen. Ich habe den Mut dazu, bei Gott, ich bin kein Feigling!“

„Wir wissen das, nachdem Sie es uns so oft gesagt haben.“

„Man kennt meinen Patriotismus.“

„Sie sind doch eigentlich ein Roter?“

„Etwas schattirt; nur in gewisser Hinsicht bin ich ein Roter, und in dieser Hinsicht werde ich immer röter.“

Der junge Doktor nickte malitiös, indem er das apoplektische Gesicht des andern betrachtete.

„In dieser Hinsicht ist jeder Zweifel ausgeschlossen.“

„Ich gehöre nicht zu denjenigen, die nicht Farbe bekennen, ich trage meine Gesinnung stets offen zur Schau. Ich bin ein Volksmann durch und durch, und ich sehe meine höchste Aufgabe darin, das Volk zu beglücken.“

„Sie werden am Ende noch dazu gelangen, die soziale Frage zu lösen.“

„Das kommt später, das drängt noch nicht, wir haben vor der Hand noch Wichtigeres zu tun. Uebrigens wäre diese Lösung nicht allzuschwer, es kommt nur darauf an, die Sache beim rechten Zipfel anzufassen.“

„Ja, darauf wird es ankommen.“

„Aber die Begriffe sind da ziemlich verwirrt, ich sage Ihnen, mein lieber Doktor, es herrscht so gut wie gar keine Klarheit in der Sache. Da streiten die Leute um die Lohnverhältnisse herum, da bringen sie etwas auf von einem Maximalarbeitstag, Unsinn, darum kann sich vor der Hand noch nicht handeln. Es handelt sich zunächst um eine bessere Vormundschaft für das arbeitende Volk.“

„Wie meinen Sie das?“

„Die Leute wohnen miserabel, man müßte ihnen aber befehlen, ihre schlechten gesundheitschädlichen Quartiere zu verlassen, diesen Herd der Ansteckung. Sobald sie besser wohnen, werden sie gesünder sein, sie werden dann mehr arbeiten können und mehr verdienen, da haben Sie die Lösung. Dann vermöchte auch unsereiner mit ihnen umzugehen, um im guten Sinne, im echt christlichen Sinne, Sie verstehen mich, auf sie zu wirken, aber so —. Sehen Sie, bei meiner ungeheuren Popularität — ich habe Millionen hinter mir, muß ich doch hier und da mit den Leuten verkehren — sie drängen sich an mich, und da kneipe ich dann mit ihnen. Aber es kostet mich einige Ueberwindung, ich leide unter ihrer Armseligkeit, und mitunter auch unter ihrer Dummheit.“

Der Doktor nickte wieder in seiner anzüglichen Weise: „Die Welt hat am häufigsten unter der Dummheit zu leiden.“

„Entschieden, ganz entschieden, deshalb trete ich auch für die Aufklärung ein, für die Bildung des Volkes,“ er schenkte sich den Rest aus seiner Flasche ein und stürzte ihn hinunter, „ich kämpfe unaufhörlich dafür, aber —“ er nahm eine geheimnisvolle Miene an, „es gibt jetzt solche Strömungen —! Da haben Sie die Christlichen und die Sozialen, die gehen auseinander, ich habe nun die Idee, das heißt, ich habe auch die Idee, sie miteinander zu verbinden. Dabei werde ich immer die persönliche Freiheit verteidigen. Das Individuum muß frei sein. Ich muß z. B. tun können, was ich will. Meine Stellung, meine Bildung bieten sichere Garantien, daß ich nie etwas Dummes tun werde.“

Ein tosender Lärm, lautes Bravorufen, wütendes Händeklatschen schnitt jede weitere Auseinandersetzung ab. Der Doktor und Biedermann näherten sich der Tür, aber diese ward aufgerissen und eine Anzahl Abgeordneter drang in die Couloirs in augenscheinlicher heftiger Bewegung.

„Er hat den Ordnungsruf erhalten.“

„Der Präsident hätte ihm längst das Wort entziehen sollen.“

„Es ist unerhört!“

„Und die Galerien haben mitgellacht und mitgejubelt.“

„Er hat die Regierung in der frechsten Weise angegriffen.“

„Das kann zu einer Krise führen.“

So erscholl es wirt durcheinander.

Wald darauf trat Reinthal mit mehreren Mitgliedern der Linken ein. Er hatte seine Rede beendet. Alles drängte sich ihm nach. Seine Anhänger beglückwünschten ihn und die Ovationen, die dem geistvollen Redner, dem freimütigen Abgeordneten schon im Saale dargebracht wurden, setzten sich hier fort.

Reinthal dankte allen in seiner liebenswürdigen gewinnenden Weise; sein Lächeln war strahlend und sein schönes Gesicht leuchtete förmlich in Befriedigung auf.

Prinz Stein und Graf Falkenau waren aus den Couloirs in das Konversationszimmer gekommen; ein hoher geistlicher Würdenträger gesellte sich ihnen zu.

„Er ist wahnsinnig in seiner Opposition,“ sagte Graf Falkenau halblaut, an seinem Schnurrbart herumbeißend, „von der Kritik der bestehenden Verhältnisse ist er zu Anklagen übergegangen und von seinen Forderungen zu Drohungen.“

„Und seine Partei steht wie ein Mann zu ihm,“ rief Prinz Stein, und nicht ohne theatralische Emphase setzte er hinzu: „Diese Glenden, als Freunde des Volkes schreien sie sich aus, und doch ist ihr einziges Streben, dieses Volk seiner höchsten und wertvollsten Güter zu berauben und uns jeder Macht über daselbe.“

„Die Kurzsichtigen! Diese Bestrebungen, die uns verdrängen sollen, werden nur ihren eigenen Ruin besiegeln.“

„So ist es, sie kokettieren mit ihrem Volkstum und prahlen mit ihrer Aufklärung und Freigeisterei, aber noch einen Schritt weiter und die Geister, die sie heraufbeschworen, werden sie nicht mehr los.“

Der Kirchenfürst hatte ruhig zugehört, er hatte ein seines laltes Lächeln und gleich kühl und ruhig war der Ton, mit dem er jetzt in die Konversation eintrat: „Sie sind in der Minorität,

darum wagen sie sich so weit vor; sie stellen Forderungen, weil sie voraussetzen, daß sie nicht angenommen werden.“

„Ah, Sie meinen, Eminenz —“

„Daß sie nur den Schein der Freisinnigkeit für sich in Anspruch zu nehmen gedenken. Es ist auch nur eine Scheinfreiheit, die sie brauchen, es ist die Freiheit des Kapitals. Sobald es sich darum handeln würde, das Proletariat zu demokratisieren und wahrhaft freiheitliche Institutionen zu schaffen, würden sie die ersten sein, die dagegen aufträten.“

„So würde es sich denn für uns darum handeln, diesen Schein zu zerstören?“ fragte halb bestätigend der Graf.

„Es wird sich für uns darum handeln, den Boden, den uns der Liberalismus entzogen hat, wieder zu gewinnen, das Vertrauen der Massen zurück zu erobern.“

„Der Liberalismus hat tiefe Wurzeln geschlagen.“

„In den höheren Klassen, bei dem wohlhabenden Bürgertum, allerdings, aber der Kleinbauer, der Arbeiter —“ der Kirchenfürst dämpfte seine Stimme zu einem Flüsterton herab, während ein Strahl hämischer Freude aus seinen Augen sprühte, „wir werden das Proletariat gegen die Bourgeoisie auspielen.“

„Das ist ein gefährliches Spiel, Eminenz.“

„Das wir gewinnen werden, gewinnen müssen, sobald wir die Initiative ergreifen. Wir müssen wieder Fühlung mit dem Volke gewinnen, und wir werden für seine Rechte eintreten.“

„Auch für seine Freiheit?“ fragte der Graf scharf.

Seine Eminenz hatte ein fast mitleidiges Achselzucken. „Was ist Freiheit!? Eine Phrase. Wir werden das materielle Loos der unteren Klassen in etwas verbessern, wir werden es wenigstens versuchen, und das ist auch alles, was sie verlangen.“

„O, sie begehren auch Teilnahme an der Politik, und ihr letztes Ziel würde der Volksstaat sein,“ versetzte der Prinz und fügte dann mit unsäglichem Hochmut hinzu: „Aber niemals werden wir den Anfang mit Konzessionen machen, die uns auf das gleiche Niveau mit dem Proletariat herabdrücken würden, wir können es nicht, es wäre schlimmer als alles, es wäre Selbstmord.“

„Das Volk ist wie Wachs in der Hand desjenigen, der es zu lenken weiß,“ versetzte der Priester sententiös, dann mit einem geistvollen Ausblick und indem seine Gestalt sich empor richtete, „aber die Kirche allein war allezeit erleuchtet und mächtig genug, um die wild aufsprühenden Keime des Verderbens und all den Sturm und Drang der Zeiten in geordnete Bahnen zu lenken. Sie vermochte es, da sie, einsichtig und weise, sich stets bemüht hat, die Zeit und ihre Bedürfnisse zu studiren. So war die Kirche es gewesen, die den Bildungsdrang des Volkes begriffen und die Schule errichtet hat.“

„Sie wäre auch wohl ohne das Hinzutun der Kirche errichtet worden,“ bemerkte der Prinz, in seiner Erregung zum Widerspruch gestimmt.

Der Kirchenfürst hatte einen Blick von oben herab, den seinen Mund umspielte sein überlegenstes Lächeln. „Sie wäre vielleicht auch ohne Zutun errichtet worden,“ wiederholte er langsam, „aber, daß sie durch uns zustande kam, bezeugt unsere Weisheit. Wir hatten die Initiative ergriffen und wir hatten uns dadurch zum Schöpfer und Herrn dieser Institution gemacht. Wir hatten die Schule in unserem Sinne geschaffen, unser Recht darauf unter allen Umständen behauptet, und seien Sie überzeugt, wir werden es auch künftighin behaupten. Heute stellt der Zeitgeist eine neuerliche Forderung auf, die Bedürfnisse der Massen sind gewachsen, ihr Erwerb hat sich vermindert; der Materialismus der Bourgeoisie und ihre unersättliche Geldgier treibt dieses Uebel zu entsetzlicher Höhe, wir haben den Pauperismus, die Massenarmut vor uns, und die soziale Frage erhebt sich als ein drohendes Gespenst. Vielleicht vermöchte die Notwendigkeit selbst diese Frage zu lösen, aber wir werden und dürfen es nicht darauf ankommen lassen, dürfen den Gesellschaftskörper nicht solchen Konvulsionen und Kämpfen überantworten; auch hier müssen wir das Prävenire spielen, wir müssen die Lösung der Frage in die Hand nehmen und werden sie in unserem Sinne, das heißt, im besten Sinne lösen: Wir werden

dem Volke Arbeit geben, und wir werden damit alle Macht auf dasselbe zurückgelangt haben; wir werden uns, nach wie vor, auf die unteren Klassen stützen können und dadurch den Uebermut des Bürgertums in Schach zu halten vermögen."

Der Prinz streckte dem Priester die Hand hin.

"Ich beuge mich in Ehrfurcht, Eminenz," sagte er, "Sie bleiben doch in allem der Meister..."

Die Sitzung war zu Ende. Der Saal leerte sich rasch. Alles drängte durch die Korridore nach der großen Zentralthalle, die in gewaltigen Dimensionen gehalten, und von klassischer Schönheit, mit ihren roten mächtigen Marmorsäulen, den reichen goldenen Kapitälern, den weißen Marmorwänden und dem glatten Mosaikboden einen wahrhaft großartigen Anblick gewährte.

Hier lösten sich die kompakten Massen; einzelne traten wieder zu Gruppen zusammen. Man grüßte, drückte sich die Hände, tauschte flüchtige Bemerkungen und strebte dann den verschiedenen Ausgängen zu.

Arnold war in das Konversationszimmer gekommen, um, gleich so vielen anderen, Baron Reinthal zu beglückwünschen und ihm die Hand zu drücken. Dieser hatte ihm vertraulich zugelächelt und ihm auf die Schulter geklopft. "Ich habe es dir heute recht gemacht, nicht wahr?" flüsterte er ihm zu. "Du kannst mit mir zufrieden sein; allons, wir werden noch weiter zusammen arbeiten."

Arnold war hierauf gegen Schluß der Sitzung in die Loge getreten, um Gräfin Helene und Elsa durch die Korridore zu führen und nach dem Wagen zu geleiten. Reinthal war leider in dieser Zeit seiner politischen Tätigkeit und seiner parlamentarischen Erfolge persönlich ungemein in Anspruch genommen und vor der Aktualität der Forderungen, die die Öffentlichkeit an ihn stellte, war er, all seinen Privatneigungen gegenüber, zur Passivität verurteilt.

"Ich gehöre nicht mehr mir selbst an," seufzte er, nicht ohne Beimischung befriedigter Eitelkeit; aber er tröstete sich, daß der Schluß der Sitzungen so nahe bevorstehe, und er nahm sich vor, alsdann der Residenz und all den gesellschaftlichen Ansprüchen den Rücken zu wenden, und sobald er in seiner Villa in Solenbad Aufenthalt genommen, alles bisher Versäumte wieder nachzuholen. Er mußte sich leider eingestehen, daß sich Elsas Benehmen ihm gegenüber durchaus verändert hatte. Sie war ruhig, kühl und bestimmt; es kam ihm vor, als würde sie ein werbendes Wort mit aller Energie zurückweisen und damit all seinen Hoffnungen ein Ende machen. Dem wollte er sich nicht aussetzen. Er glaubte noch immer, daß er dem Mädchen wirkliche Reizung eingeflößt, und daß nur der nachteilige Einfluß der Dönhofs und des Paters diese Veränderung bewirkt hatten. Aber wie oft war es ihm nicht schon gegliückt wieder zu gewinnen, was er schon für verloren gehalten? Es galt nur diplomatisch zu Werke zu gehen. Seine Erfolge, ja Triumphe in diesen Tagen ließen überdies eine ernstliche Besorgnis gar nicht aufkommen. Und in der Tat, sollte ihm, dem Vielumschmeichelten, der den Glanz eines eben aufgehenden Gestirnes um sich verbreitete, das alle Welt zu blenden schien, die Eroberung eines jungen Mädchenherzens mißglücken, sobald er nur erst Zeit haben würde, sie ernstlich in Angriff zu nehmen?

Er fühlte sich frisch und zuversichtlich und er verlor keine Gelegenheit aus den Augen, um Elsas Interesse wieder zu gewinnen und zugleich ihren Ehrgeiz aufzustacheln. Elsas Wünsche kamen ihm hier entgegen. Sie zeigte ein plötzliches feuriges Interesse und eine Wißbegierde für Dinge, um die sich Mädchen sonst nicht zu kümmern pflegen, und die in Helenens Gegenwart sonst nie zur Erörterung kamen. Ihre geistigen Kräfte waren ungemein rege und ihr Horizont schien sich erweitern zu wollen. Er hatte sie eingeladen, einer Parlamentsszung beizuwohnen und sie hatte sofort eingewilligt. So hatte er in schlauer Kombination sie zur Zeugin seiner glänzenden oratorischen Leistung und seines parlamentarischen Erfolges gemacht. Er war der Held des Tages; sie mußte kein Weib sein, um davon unbeeinflusst zu bleiben.

Als aber Elsa nun mit Arnold zusammentraf, als ihre Hände in einem warmen Druck sich begegneten, da schien es, als wolle sie ihre Bewunderung dem Sohne allein entgegenbringen. Ein schöner Blick des Dankes, des Entzückens traf ihn aus ihren Augen. Sie kannte sein Werk so gut, und all die Ideen und Ausführungen, die Reinthal ihm entnommen, die wichtigen Anklagen, die sachlichen Begründungen, sie hatte sie bereits zu ihrem Glaubensbekenntnis gemacht. Arnold war es, der heute sprach, nicht Reinthal; sie bemerkte es gar nicht, wie viel Geist und Scharfsinn er auch seinerseits ins Treffen geführt, wie seine Formgewandtheit dies alles erst für den parlamentarischen Gebrauch zurechtgestutzt; ihr Denken schälte sich den Kern absichtlos heraus, und die Empörung, den Zorn, den diese Ausführung auf der einen Seite erregten, brachten ihr eine wilde Freude; die Zustimmung, die Begeisterung, die ihnen von der anderen zuteil wurde, reichten nicht zu der ihrigen hinan.

Der Diener hatte die Umwürfe gebracht. Helene schritt an Arnolds Seite die Treppe hinab; sie plauderte in ihrer lebhaften, ungenirten Weise, und teilte ihm mit, daß sie mit Elsa schon in den nächsten Tagen die Stadt verlassen und ihre Villa in Solenbad beziehen werde.

"Es ist ja niemand mehr hier," sagte sie, einen übermütigen und geringschätzigen Blick über die Menge gleiten lassend, an der sie vorbeischnitt. In der Tat, sie fand nicht ein bekanntes Gesicht, nur Bürgervolk.

"Das Parlament wird auch ehestens geschlossen," bemerkte sie, ihre Gedanken fortsetzend, "und dann wird auch der Baron nach Solenbad kommen. Sie kommen mit ihm, oder vielleicht schon früher hinaus?" Sie wendete ihm voll ihr Gesicht zu, und ihr Blick, ihr Lächeln sagte ihm, wie sehr sie dies letztere wünsche.

Er verneigte sich: "Es ist dies meine Absicht, Gräfin." Zu dem Augenblick kam Graf Falkenau gegen sie heran; Helene winkte ihm zu und reichte dem Onkel zum fröhlichen Gruß die Hand. Der Graf bot ihr seinen Arm, nachdem er Elsa und Arnold begrüßt, und flüsterte ihr in Sarkastischer Weise zu: "Reinthal hat dich also zu dieser Sitzung wie zu einer Komödie geladen, bei der er eine Glanzrolle zu spielen hat?"

Sie lachte fröhlich ohne jede Malice und entgegnete ebenso leise: "Nun, er hat seinen Applaus davongetragen und Ihr eine Niederlage. Ich versichere dich, Robert, es war sehr interessant. Die Kühnheit eines Mannes verfehlt doch niemals Eindruck auf uns zu machen, und wenn ich seine Werbung nicht bereits so entschieden abgewiesen hätte, wer weiß —"

Sichernd und scherzend schritt sie die Treppe hinab. Arnold war an Elsas Seite getreten, und sie waren sofort ihrer Umgebung entrückt, sie hatten einander so viel zu sagen, so viel zu fragen. Sie begehrte Nachricht von Frieder und seiner Tochter und bemerkte, daß sie es kaum erwarten könne hinaus zu kommen. Ihre Angelegenheiten hier seien indes noch immer nicht in Ordnung. Ihr Rechtsanwalt habe sie auf die sich häufenden Schwierigkeiten aufmerksam gemacht. Ihre Kapitalien könnten nicht sofort gelündigt werden und so stehe sie noch immer in einem Abhängigkeitsverhältnis, das ihr nun pöflich drückend geworden sei. Arnold beriet einiges in fliegenden Worten und ermahnte sie zur Geduld.

Sie waren an das Portal gekommen, vor dem die Wagen aufgestellt waren.

Die Damen stiegen in ihre Equipagen. Graf Falkenau und Arnold tauschten wenige Worte der Höflichkeit, dann trennten auch sie sich.

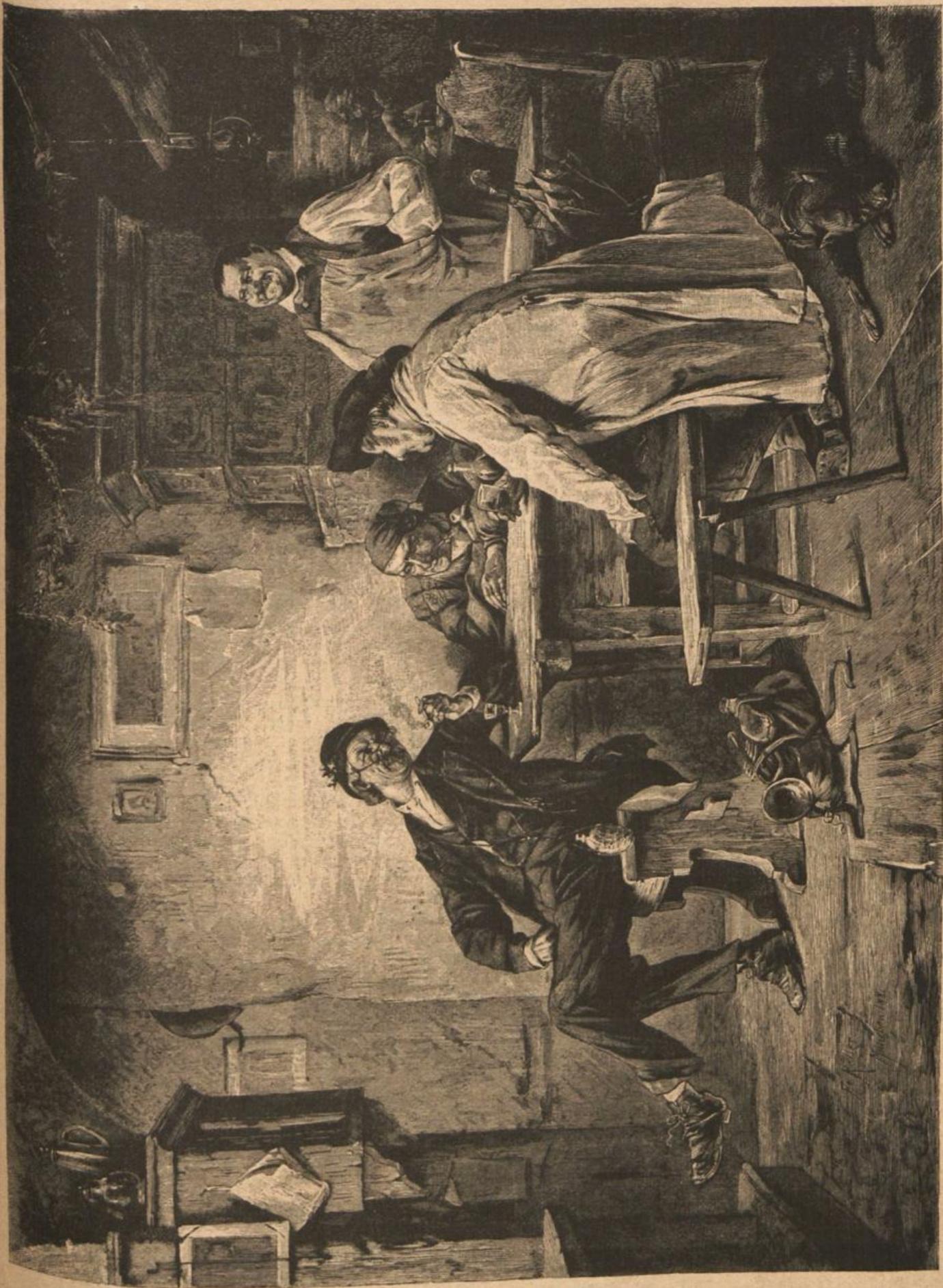
Falkenau fuhr zu seinem Buchhändler. Er begehrte das soeben erschienene Werk von Manlius.

Der Buchhändler lächelte.

"Es ist heute das zwanzigste Exemplar, das ich abgesetzt. Ich hatte nicht erwartet, daß das Werk eines Unbekannten eine solche Aufnahme finden würde."

"Sie kennen den Verfasser?"

"Durchaus nicht, Excellenz."



Fahrender Musikant. (Seite 338.)

„Sie verstehen, ich würde einen hohen Wert darauf legen, mit ihm in Verbindung zu treten. Der Mann scheint begabt und kenntnisreich.“

„Gewiß, er scheint auch ein Mann von Charakter zu sein, und als solcher würde er eine gewisse Herrschaft über das Volk ausüben im Stande sein. Sehen Sie, Excellenz“ — er zeigte ein Heft vor — „hier haben wir eine Broschüre dieses Verfassers, es ist eigentlich nur ein Auszug aus seinem größeren

Werk, zugleich in populäre Form gebracht, auch darnach ist schon Nachfrage, und aus den Provinzen sind ganz ansehnliche Bestellungen darauf eingelaufen.“

Der Graf besah aufmerksam die Broschüre.

„So, so,“ sagte er nachdenklich, „nun, ich werde auch die Broschüre mitnehmen.“

Noch an demselben Abend war der feudale Graf mit der Lektüre dieser sozialpolitischen Erörterungen beschäftigt.

(Zerz. folgt.)

Die Lage der Landwirtschaft.

Von Wilhelm Bloß.

Der Parzellenbauer ist noch immer das Ideal der Mehrzahl unserer modernen Staatsmänner. Die Ursache davon ist nicht schwer zu entdecken; die bäuerliche Bevölkerung ist heute am leichtesten zu regieren im Vergleich zu den übrigen Klassen der Gesellschaft. Der trotzig Widerstand des Großgrundbesizers und Großkapitalisten, der sich fühlbar macht, sobald es sich um Interessenfragen handelt, ist bei dem Bauer eben so selten, wie die Beweglichkeit und die Unruhe des städtischen Proletariats. Der Bauer hat wenig oder kein Verständnis für die modernen Fragen, welche die übrigen Klassen so sehr in Bewegung setzen. Wir wollen damit nicht sagen, daß allen Bauern dies Verständnis abgehe; bei der großen Mehrzahl ist es aber sicherlich der Fall. Der Parzellenbauer ist kaum weniger als der frühere Hörige, ein *globae adscriptus*, ein an seine Scholle gefesselter Mensch, mit dem Unterschied, daß er heute, wenn er will, sein Vaterland verlassen und sich über dem Meer ein neues Heim suchen kann, was ihm früher nicht so leicht war. Das kleine Stück Boden, das dem Bauer gehört, nimmt ihn ganz in Beschlag, und er ist nicht gewohnt, seine Blicke auf Dinge zu richten, die außerhalb seines engen Interessenskreises liegen. Naive Poeten haben das Leben des Bauern auf seiner Scholle als das schönste gepriesen; die nüchterne Nationalökonomie denkt darüber anders. Der Bauer hat einen schweren Kampf ums Dasein zu führen, und seine harte Arbeit lohnt sich in den meisten Fällen nur gering; daraus und aus den Nachflängen früherer Zustände, da der Bauer den raubritterlichen Adel mit seinen Frohnden und seinen Abgaben erhalten mußte, hat sich bei dem Bauer das verhärtete Vorurteil erhalten, als lebten alle nichtbäuerlichen Glieder der Gesellschaft auf seine Kosten, ein Vorurteil, das sogar einmal in wissenschaftlichem Gewand auftrat in der Schule der sogenannten Physiokraten, welche behaupteten, daß der Grund und Boden die Quelle allen Reichtums sei.

Das Naturell des Bauern ist in der Verwachsenheit mit seiner Scholle ein konservatives geworden; er klammert sich mit fast unüberwindlicher Zähigkeit an das Alte; genau so wie es sein Vater und Großvater getrieben hat, will er es auch machen; von Neuerungen, und seien sie ihm noch so nützlich, ist ihm nur schwer ein Begriff beizubringen. Daher ist er die Freude konservativer Regierungen, weil an seinem Schädel moderne Ideen gewöhnlich wirkungslos abprallen; er bleibt ein Verehrer der alten Autoritäten, die ja sein Großvater schon verehrt hat, und wenn ihm gelegentlich ein Schmeichelwörtchen gesagt wird, dann hat man ihn ganz. Wir haben ja schon oft gesehen, wie es so ging; wenn man nun gar, wie gegenwärtig bei uns in Deutschland, bei fast allen agrarischen und steuerpolitischen Gesetzentwürfen betont, daß der Grundbesitz entlastet, das bewegliche Kapital aber zu erhöhten Leistungen herangezogen werden müsse, da muß der Bauer schon glauben, es sei nun ein goldenes Zeitalter für ihn im Anzug.

Man vergißt nur zu leicht, daß allein diejenigen ökonomischen Formen einen Anspruch auf Dauer haben, die sich mit dem allgemeinen Entwicklungsprozesse in Einklang befinden. Und was hat heute überhaupt Dauer im wirtschaftlichen Leben, da jede neue Periode uns neue und tiefgreifende Umgestaltungen bringt?

Die Parzelle, das Grundstück des Kleinbauern, steht zunächst im Widerspruch mit der klaren Tendenz des großen Eigentums, das kleine, zerplitterte an sich zu ziehen, eine Tendenz, die auf eben so natürlichen Voraussetzungen beruht, wie das Gesetz der Schwere, die Gravitationstheorie. Aber es hat sich bei uns in Deutschland auch die Bevölkerung gewaltig vermehrt und vermehrt sich noch; bei aller Massenarmut ist doch die Lebenshaltung im Ganzen eine andere geworden. Den Ansprüchen, welche die Ernährung der Gesellschaft heute an Grund und Boden stellt, kann durch das Parzellenystem nicht genügt werden.

Um alle diese Theorien kümmert sich der Parzellenbauer so wenig wie um den Mann im Monde. Um so empfindlicher muß er die rauhe Hand der Wirklichkeit verspüren. In Wirklichkeit herrscht heute in der breiten Masse des Grundbesizes die Parzellenform vor, aber sie ist schon vielfach untergraben und verliert alljährlich mehr an Terrain. An gewissen Punkten hat sich ein wohlhabender Bauernstand, durch besondere Verhältnisse begünstigt, noch zu erhalten gewußt; das ist aber schon eine Seltenheit im Verhältnis zum Ganzen. Man vernimmt Beschwerden und Klagen von allen Seiten. Hier beschwert man sich über Verschuldung der Grundstücke, dort über die Verwüstungen, welche die Güterauschlächter anrichten; hier klagt man über die geringe Rentabilität des Bodens, dort über die allzugroße Abgabenschaft, hier über die steigende Zahl der Zwangsverkäufe von Grundstücken und anderwärts über das Mißverhältnis der allgemeinen Waarenpreise zu dem Durchschnittseinkommen des Landmannes. Von der Situation des ländlichen Proletariats, von der großen Masse der Tagelöhner, wollen wir hier nicht sprechen; dies verdient ein eigenes Kapitel und ist eines der traurigsten. Wir haben es nur mit dem Parzellenbauer, dem Kleingrundbesitzer, zu tun.

Die Situation der Bauernschaft ist natürlich in den verschiedenen Provinzen Deutschlands verschieden. Recht wohlhabende Bauern findet man in Oldenburg, wo aber in neuerer Zeit die Viehzucht überwiegen zu wollen scheint; in Mecklenburg, wo sich auf den mittleren Bauergütern noch patriarchalische Verhältnisse mit ihren Vorzügen und Fehlern vorfinden, in Pommern, wo der Bauer verhältnismäßig viel Anteil an den öffentlichen Angelegenheiten nimmt, in der Wetterau u. s. w. Eine erschreckende Armut herrscht unter der Landbevölkerung gewisser Teile von Schlesien und Sachsen; desgleichen vielfach in Thüringen, auf der Rhön, im Taunus, im Odenwald u. s. w. In Süddeutschland gibt es eine Menge von bäuerlichen Gemeinden, die noch Gemeineigentum haben, jene Form von Grundbesitz, die man als Allmenden bezeichnet. Diese Art von Grundbesitz war früher sehr ausgedehnt; jeder Gemeindebürger hatte Anspruch auf sein Loos und dadurch war ihm förmlich die Existenz garantiert. Die neuere Gestaltung des Grundbesizes hat auf das Allmendewesen zerstörend eingewirkt. In einigen Städten besteht diese Einrichtung noch in bedeutendem Maße, so in Göttingen und Freudenstadt in Württemberg. Auch die besamten Hauberge in Westfalen fallen in diese Richtung. Das Allmendewesen liefert den Beweis, daß es bei gemeinsamer Bodenbewirtschaftung durchaus nicht an jenem Tätigkeitstrieb fehlt,

den manchesterliche Theoretiker nur durch den Egoismus des Parzellenbauers bewirken zu können glauben*).

Interessant ist auch der in Württemberg in den dreißiger und vierziger Jahren in den hohen politischen und wissenschaftlichen Kreisen geführte Kampf über Gemeindebesitz und Parzellenbesitz, wobei die Regierung nachdrücklich durch den Professor Knaus in Tübingen die Vorzüge der Gemeindebewirtschaftung des Grund und Bodens verfechten ließ, während der berühmte Schuzzöllner List das Allmendwesen heftig angriff, woraus man ersieht, daß man ein guter Schuzzöllner und doch ein Manchestermann sein kann.

Eine umfassende Statistik, die uns einen tieferen Einblick in die Gesamtlage der deutschen Landwirtschaft geben könnte, ist nicht vorhanden. Es wäre keine leichte Arbeit, eine solche festzustellen, allein sie wäre auch keine Unmöglichkeit. Die Statistik scheint sich lieber mit dem Handel und dem städtischen Gewerbetreiben zu befassen; in der Landwirtschaft haben es die einzelnen Staaten noch nicht einmal zu einer genauen Feststellung der auf dem Grund und Boden haftenden Schuldenlast gebracht. Man hat sich begnügt, die jährlich stattfindenden Zwangsversteigerungen an Gütern und Liegenschaften zu notiren; aber haben wir genaue Feststellungen über den Durchschnittsertrag des Bodens? In den einzelnen Staaten weiß man nicht, in welchem Verhältnis Ackerbau und Viehzucht zu einander stehen müssen, um den Bedürfnissen des Landes zu entsprechen. Man beachtet auch viel zu wenig, daß sich in vielen Industriebezirken die Bevölkerung schon in eine halb bäuerliche und halb industrielle umgewandelt hat, vorläufig zum Schaden beider Teile. Und ist es wahr, was der berühmte Chemiker Justus von Liebig sagt, daß nämlich die Landwirtschaft eine Kuh sei, die man mit dem Fleische füttere, das man ihr von ihren eigenen Rippen schneide?

Nun, es ist unter diesen Umständen immerhin eine an sich verdienstliche Sache, wenn eine Regierung sich entschließt, bezüglich der Lage der Landwirtschaft zuverlässige Belege zu schaffen. Die badische Regierung hat diesen Entschluß gefaßt und auch ausgeführt. Diese Regierung, die als liberal gilt, war wie es scheint, betroffen über die vielen Klagen und Beschwerden, die aus den bäuerlichen Kreisen erhoben wurden, umso mehr, als man gemeinhin die ländliche Bevölkerung Badens als eine wohlhabende zu bezeichnen pflegte. Wer ein wenig näher mit diesen Zuständen bekannt war, der mußte sich schon vor längerer Zeit sagen, daß das Wort Wohlhabenheit, allgemein auf den südlichen resp. badischen Bauernstand angewendet, nur eine leere Phrase war. Wenn auch das Jahr 1848 die auf dem Bauernstand ruhenden Feudallasten beseitigt hatte, so mußte doch der „freie“ Parzellenbauer bald in die oben geschilderten Widersprüche mit unserer modernen wirtschaftlichen Betriechung geraten und so konnten die mannichfachen Klagen nicht ausbleiben. Das Ministerium des Großherzogtums Baden tat ganz gut daran, der Sache offen ins Auge zu sehen. Man hatte wahrscheinlich gehofft, die Untersuchung würde ergeben, daß ein großer Teil der Beschwerden, die ja nicht immer von den Bauern selbst, sondern auch von Kammerrednern, Journalisten und politischen Agitatoren erhoben worden sind, unbegründet sei. In dieser Hoffnung hat man sich offenbar getäuscht.

Es wurde also, nach erfolgter Auegung durch die Kammern, von der badischen Regierung im Jahre 1883 eine Enquête, eine statistische Erhebung über die Lage der Landwirtschaft im Großherzogtum Baden angeordnet. Man hätte Arbeit und Kosten nicht scheuen und die Erhebung über das ganze Ländchen erstrecken sollen. So aber wählte man 37 von den etwa 1600 Gemeinden Badens als „Erhebungsgemeinden“ und zwar in den verschiedenen Kreisen des langgestreckten Großherzogtums.

Aus der Lage der Landwirtschaft in diesen Erhebungsgemeinden glaubte man einen Schluß auf deren Lage im ganzen Großherzogtum ziehen zu können, eine Annahme, die ja im allgemeinen als zulässig gelten mag, wenn man auch besser gethan

hätte, die Enquête nicht auf die 37 „Erhebungsgemeinden“ zu beschränken.

Die Regierung steht offenbar dem Ergebnis der Enquête mit gepreßtem Herzen gegenüber; wenn sie in ihrer Schlußbetrachtung über die Ergebnisse der Erhebung sagt, daß die Verschuldung des Grundbesizes in dem größten Teil des Landes „nicht den vielfach besorgten Umfang erreicht“ habe; wenn ferner dem hinzugefügt wird, daß es auch Gemeinden „mit beträchtlichen Kapitalansammlungen“ gibt, so kann man fragen, ob denn in diesem Fall das Beispiel der 37 Gemeinden zur Beurteilung des ganzen Landes hinreicht. Aber bevor die Ergebnisse der amtlichen Erhebung veröffentlicht wurden, erschien in einer Fachzeitschrift*) ein sehr interessant und objektiv geschriebener Aufsatz, eine Art Vorbericht, betitelt: „Die Lage der bäuerlichen Bevölkerung im Großherzogtum Baden“, verfaßt vom Ministerialrath Adolf Buchenberger in Karlsruhe, dem in seiner amtlichen Stellung die Resultate der Erhebung früher zugänglich waren, als dem größeren Publikum. Auch er ist in seinem Schlußworte bestrebt, die bäuerlichen Verhältnisse Badens als im ganzen und großen gesund darzustellen. Indessen vermögen die Schlußbetrachtungen Buchenbergers die drastischen Wirkungen der Ergebnisse der Erhebung ebensowenig abzuschwächen, als die schon erwähnten Schlußbemerkungen der Regierung. Die Regierung hat offenbar vergessen, daß Seite 67 ihres Berichts zu lesen steht:

„Bei alledem zeigen die Berechnungen, daß, wenn auch die Produktivität des Bodens gegen früher gesunken sein mag, weil die Steigerung der Hoherträge mit dem Steigen der Betriebskosten nicht gleichen Schritt hielt, diese Produktivität doch nicht bis zu dem Grade gemindert ist, daß eine Wiedererzeugung des Werts des Grund und Bodens durch Wirtschaftsüberschüsse zur Unmöglichkeit gemacht oder mit andern Worten, daß dem Grund und Boden die wichtige Eigenschaft, reproduktiv zu sein, völlig genommen wäre.“

Also ein ganz ferner und schwacher Hoffnungsschimmer ist noch da. Welch trübe Resignation! Mit dieser Stelle, die uns als die wichtigste und bedeutsamste in der ganzen Denkschrift der Regierung erschienen ist, verrät man den Kern dessen, was die Enquête festgestellt hat: das Parzellenwesen, das in Baden vorherrschend ist,**) hat die Produktivität des Grund und Bodens vermindert, ein Schaden, an dessen Wiederherstellung unter den gegenwärtigen Verhältnissen gar nicht zu denken ist.

Unter den 37 Gemeinden befinden sich 13, welche noch Allmendland besitzen, und es wird einstimmig konstatiert, daß die Allmenden für die unbemittelten Gemeindeglieder von größter Bedeutung sind. In einem Ort (Hemsbach) bildet das Allmendland ein Drittel der Gemarkungsfläche; „dennoch wirkt die außerordentlich weitgehende Parzellierung des Grund und Bodens erschwerend für den Betrieb.“***)

Aus dem reichen Material, das der Bericht der Regierung über die Ergebnisse der Erhebung enthält, begnügen wir uns einiges hervorzuheben. Die Nachteile des bäuerlichen Kleinbetriebs, resp. der Parzellenwirtschaft, treten in den von den Erhebungskommissionären konstatierten Tatsachen scharf hervor.

Im südlichen und nördlichen Hügelland Badens kommt noch die alte, die sog. reine Dreifelderwirtschaft vor, die primitivste Art der Bodenbewirtschaftung, während an einigen Orten die verbesserte Dreifelderwirtschaft besteht, welches letzteres System schon von Karl dem Großen eingerichtet worden

*) „Bäuerliche Zustände in Deutschland.“ Bericht, veröffentlicht vom Verein für Sozialpolitik. 3. Band. Leipzig 1883. Dunder und Humblot.

**) „Offenbar greift in Baden eine sehr weitgehende Teilung des Grundbesizes platz; fast ein Drittel des landwirtschaftlichen Geländes fällt in die unterste Besitzgruppe. . . Der Großgrundbesitz ist nur sehr schwach vertreten. . . Die eigentlichen bäuerlichen Betriebe bildeten 59% oder erheblich mehr als die Hälfte des landwirtschaftlichen Areals.“ Buchenberger, Bäuerliche Zustände, S. 245.

***) Buchenberger, a. a. O. S. 281.

*) Siehe Laveleye, Das Ureigentum. Deutsch von Bücher. Leipzig 1876.

sein soll. Im Schwarzwald findet man die Feldgraswirtschaft, in der fruchtbaren Rheinebene die Fruchtwechselwirtschaft und die sogenannte freie Wirtschaft oder Faustwirtschaft, die man auch Raubbau nennen kann und die ins entgegengesetzte Extrem wie der Parzellenbau verfällt, den Boden rücksichtslos ausnutzt und seine Produktivität auch schwächt.

Die Mängel des bäuerlichen Kleinbetriebs werden in der Denkschrift der Regierung von allen Seiten beleuchtet. Es werden von den Bauern keine Bücher geführt, und sie sind sich über ihre Einnahmen und Ausgaben selten im Klaren. Sie behalten Pferde, wo sie mit Rindvieh auskommen können; sie können nicht richtig berechnen, wieviel Arbeitskräfte sie brauchen, nehmen oft zuviel und verteuern sich den Betrieb; sie zahlen oft zu hohe Preise beim Ankauf und zu hohe Pachtzinsen, weil sie ohne Buchführung nichts vorher berechnen können, und sie lassen sich beim Viehhandel von den Zwischenhändlern übers Ohr hauen. Bringt man dies noch in Verbindung mit der unvollkommenen Betriebsweise überhaupt, so kann man sich denken, daß die Rentabilität des Bodens nur eine geringe sein kann.

Im allgemeinen wird schlecht im badischen Bauernstand. Die Regierung hat sogenannte Kostzetteln ausfüllen lassen. Bei großbäuerlichen Landwirten stellt sich der Kosttag auf 60—70 Pf., bei einem Großbauern im Dorfe Dittmar auf 49 Pf. Man nennt dies letztere „einfach und sparsam“ leben; wir nennen es schlecht leben. Am besten leben die Bewohner der Weinorte, bei denen der Kosttag auf 80, 81, ja 93 Pf. kommt, freilich nur bei den mittleren Bauern. Wie viel die ärmeren Bauern und die Tagelöhner täglich für Essen ausgeben können, ist leider nicht angeführt, man kann sich aber denken, wenn man von den angeführten Ziffern zurückschließt. Das ist wenig bei so harter Arbeit, und es läßt sich leicht denken, daß bei fast gänzlicher Ermangelung höherer Lebensgenüsse der Mensch stumpf und dumpf werden muß, wenn er es nicht schon ist.

Bezüglich der Rentabilität der Grundstücke sind sichere Daten vorhanden. In der Gemeinde Königsbach bei Pforzheim, teilt Buchenberger mit, wurde „für eine großbäuerliche Wirtschaft mit einem Besitz von 22 ha^{*)}“ ein Verzinzung des Steuerkapitalwerts der Liegenschaften und Gebäude, (Grundrente) von 0,77 %, für einen kleinbäuerlichen Betrieb (5,57 ha) eine solche von 1,2 % berechnet. In den sogenannten Haushaltungsrechnungen, bei welchen die gesammten baaren Einnahmen und die gesammten baaren Ausgaben der Wirtschaften tunlichst zu ermitteln gesucht wurden, ergab sich ein durchschnittlicher jährlicher harer Uberschuß bei dem Großbauer von nur 304 Mk., bei dem Kleinbauer von nur 199 Mk., während bei einem der Berechnung unterworfenen Tagelöhnergütchen ein Defizit von 300 Mk. sich herausstellte, das im Tagelohn verdient werden muß, was übrigens gut möglich ist, da der Familie desselben nach Abzug der auf die Bewirtschaftung der 0,59 ha fallenden Arbeitstage noch etwa weitere 350 Arbeitstage zur Verfügung stehen.**)

Das sind wahrlich keine rosigen Zustände.

Die Gemeinde Nichen bei Pforzheim wird zu den „glücklich situierten“ des Landes gezählt. Ein merkwürdiges Glück, denn für ein Bauerngut von 20 ha wurde eine Rente von 1,8 %, für ein solches von 12,92 ha eine Rente von 0,88 % berechnet. Was sollen unsere Börsemänner davon denken, daß man, um eine winzige „Rente“ zu erzielen, bei jeder Witterung auf dem Felde arbeiten muß!

Aus Unadingen in der Saar wird berichtet: „Bei einem Bauerngut von 22,3 ha ergibt sich nach Bestreitung aller baaren Auslagen ein Uberschuß von durchschnittlich 1000 Mk., der als Arbeitslohn des Wirtschafters und als Verzinzung des Betriebskapitals betrachtet werden kann, während für das Grundkapital

im Steuerkapitalwert von rund 40 000 Mk. eine nennenswerte Verzinzung sich nicht ergibt.“

In Oberwolfach auf dem Schwarzwald erzielen die größeren Bauerngüter eine Rente von 1,6 bis 2,8 Prozent; einige mittlere und kleinere Bauerngüter gar keine Rente.

In Bischoffingen, in der besten Gegend am Kaiserstuhl, hat ein Großbauer (mit 11 ha) ein Defizit von 933 Mk. gemacht, ein Kleinbauer hat einen Uberschuß von 191 Mk. erzielt. Dieser Uberschuß war nur dadurch möglich, daß der Kleinbauer für Kost nur 48 Pf. pro Tag und Kopf ausgab. Darnach lebt also ein Kleinbauer (5 ha) in der fruchtbarsten Gegend Badens auch nicht viel besser als ein sächsischer oder schlesischer Weber leben kann, und der Großbauer, der besser leben will, stürzt sich in Schulden.

In Hemsbach an der Bergstraße stellte sich bei einem größeren Bauerngut (9 ha) die Verzinzung des Grundkapitals von 19 600 Mk. auf 0,27 %, die Verzinzung des Grund- und Betriebskapitals zusammen auf 0,99 %, bei einem mittleren Bauerngut (4,7 ha) die Grundrente auf 0,75 %, die Grund- und Betriebskapitalrente auf 1,4 %. Die Rentabilität ist zurückgegangen.

Diese Ziffern sind sehr lehrreich. Natürlich gibt es Leute genug, denen sie keinen Kummer machen. Namentlich die sich nach feudalen Zuständen sehnenen Junker finden, daß die Lebenshaltung der badischen Bauern, von welcher wir durch jene Ziffern ein untrügliches Bild bekommen haben, ganz den Umständen angemessen ist.

Bezüglich der Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes sind genaue Ziffern in dem Bericht der Regierung enthalten, die wir natürlich nicht hier anführen können. Bei der Immobilienverschuldung der rein landwirtschaftlichen Betriebe beginnt die Belastung bei 7,26 % und steigt bis zu 112,67 % des Steuerkapitalwerts. Die Regierung tröstet sich damit, daß sie anführt, ein erheblicher Bruchteil der landwirtschaftlichen Bevölkerung habe sich von jeder Verschuldung freigehalten. Leider wird nicht dargelegt, ob die Verschuldung in Zunahme oder Abnahme begriffen ist; allem Anschein nach ist sie in der Zunahme begriffen. So wird der „erhebliche Bruchteil“, der noch schuldenfrei ist, bald zusammenschmolzen sein.

In dem Aufsatz Buchenbergers wird die Verschuldung der Grundstücke darauf zurückgeführt, daß der Liegenschaftserwerb — bei den kleinen Leuten namentlich, die am meisten verhältnismäßig verschuldet sind — gewöhnlich auf Borg erfolgt. „Eine Besserung dieses wenig erfreulichen Zustandes ist nur dann zu erwarten, wenn die ländliche Bevölkerung sich entschließen kann, bei dem Ankauf von Grundstücken mehr mit den eigenen Mitteln zu rechnen.“ — Allein wenn diese Mittel nicht da sind? Dann muß der Betreffende Tagelöhner werden und, wie der alte Homer sagt, „einem dienenden Mann das Feld bestellen“, ein Schicksal, das schon der Schatten des Helden Achilleus in der Unterwelt als das Schlimmste bezeichnet hat.

Daß unter diesen Umständen die badische Landwirtschaft für das Land das nicht leisten kann, was sie sollte, ist völlig klar.

Ein von Natur so reichbegabtes und so fruchtbares Land, das gar nicht überbevölkert, dessen Bevölkerung gar nicht übermäßig rasch gewachsen ist — es mögen jetzt 1 570 000 sein — deckt seinen Bedarf an Getreide nicht. Nur der Kreis Konstanz bringt seinen Bedarf an Getreide selbst auf; alle übrigen Kreise nicht. Es müssen jährlich 2 600 000 Zentner eingeführt werden. So teilt der ministerielle Bericht auf Seite 78 mit. Es werden 51,4 % der gesammten Bodensfläche mit Getreide bebaut. Der Kartoffelbau hat vielfach den Hülsenfrüchten- und Körnerbau verdrängt.

Für uns geht aus den Resultaten der Erhebung mit unanfechtbarer Gewissheit hervor, daß eine auf dem Parzellensystem beruhende Landwirtschaft innerhalb der heutigen Verhältnisse dem Verfall nicht entgehen kann. In Baden hat dieser Verfall begonnen, die Produktivität des Bodens ist zurückgegangen, seine Rentabilität unter dem Kleinbetrieb ist eine geringe, die Verschuldung ist stark und das alles sieht aus, als ob es sich nicht

*) 1 Hektar = 100 Ar; 1 Ar = 100 Quadratmeter.

**) Buchenberger, a. a. O. S. 244. Was wird aus den armen Kindern, wenn Mann und Frau in die Fabrik oder auf das Feld müssen, um das Defizit ihrer Scholle zu decken?

verbessern, sondern verschlimmern wolle. Wir wüßten auch nicht, wie es sich verbessern sollte! Der Parzellenbauer wird in Baden wie anderwärts jenen grausamen ökonomischen Prozeß durchzumachen haben, dem auch der kleine Handwerker der Städte immer mehr verfällt. Der zersplitterte Grundbesitz schließt sich zu großen Komplexen zusammen, die einen rationellen Großbetrieb ermöglichen. Es ist eine lange und schmerzliche Umgestaltung, die begonnen hat, und daß sie durchzumachen ist, darf zu einem nicht geringen Teil auch den Einwirkungen des römischen Rechts zugeschrieben werden, das den alten Gemeinden ihr freies und unveräußerliches Eigentum an Grund und Boden entriß.

Wie sehr die heutige Landwirtschaft entartet, das tritt besonders in jenen Bezirken hervor, wo sie sich mit der Industrie vermischt. Die armen Leute, die jene kleinen sogenannten Tagelöhnergütlein bebauen, sind — laut Erhebung — am schwersten verschuldet. Sie sollen zugleich ihr Gütlein bebauen und müssen zugleich in die Fabrik gehen. In der Fabrik werden sie schlecht bezahlt und drücken dadurch auch den Lohn der andern Arbeiter herab. Die Art, wie diese Leute die Bewirtschaftung ihrer Parzelle betreiben, kann nur eine äußerst unvollkommene sein. Viele haben nur am Sonntag Zeit zur Bestellung ihres Acker, weshalb wir schon bei vielen großes Widerstreben gegen das Verbot der Sonntagsarbeit gefunden haben. Was soll aber bei solchen Zuständen schließlich herauskommen?

Während sonach das Parzellensystem auf der einen Seite die Produktivität des Grund und Bodens schwächt, schafft es

auf der andern Seite eine ganz in sich abgeschlossene Bevölkerungsklasse, die, in einen engen Interessentenkreis gebannt, für das Verständnis der modernen Zeitfragen unzugänglich, allen Neuerungen abhold und zäh an das Alte und Hergebrachte sich klammernd, eine schwer zu erschütternde Phalanx gegen allen gesunden Fortschritt bildet. Sogar die moderne Technik und Wissenschaft mit ihren großen auf die Landwirtschaft anwendbaren Verbesserungen bleiben dem Parzellenbauer ein Buch mit sieben Siegeln; er selbst hat nicht die Mittel, sich diese Verbesserungen zu Nutzen zu machen und sie auf genossenschaftlichem Wege zu erlangen, dazu ist er zu indolent. Was sich auf dem Lande an Genossenschaften organisiert hat, ist im Verhältnis zum Ganzen sehr gering*). Der Bauer weiß, daß sein Großvater nach jenem System gewirtschaftet hat, das zur Zeit Karls des Großen eingeführt wurde, und das ist für ihn oft Grund genug, neuere Systeme zu verwerfen.

Wenn es in Baden so aussieht, wie mag es in den an Natur ärmeren und weniger fruchtbaren Teilen Deutschlands aussehen! Leider fehlt eine zuverlässige Statistik; vielleicht gibt die von der badischen Regierung vorgenommene Erhebung den Anlaß dazu, daß man sich auch anderwärts entschließt, einmal zu erforschen, unter welchen Verhältnissen die ländliche Bevölkerung lebt.

*) In Schleswig-Holstein haben die Genossenschafts-Molkereien einen ziemlich umfang angenommen. Sie führen zum Teil ihre Produkte nach entfernten Gegenden aus. Ihr Einfluß auf die Situation der Landwirtschaft im ganzen ist indessen kaum bemerkbar.

Zweierlei Perpetuum mobile.

Unterhaltungen zur Aufklärung. Von Ingenieur F. Köhler.

I.

Hauptsächlich Schuster, banterotte Kaufleute und pensionierte Offiziere sind nach Julius Böllner berufen resp. verurteilt, an der Lösung des Problems einer ewig gehenden Maschine zu arbeiten. Aus eigener Erfahrung kann ich jedoch versichern, daß die „Fachmänner“ des Perpetuum mobile sich am allerwenigsten aus den Zirkeln der Banterotteure und Pensionäre rekrutieren; ich fand die stillen Schwärmer für die ewige Bewegung nirgends zahlreicher als im werktätigen Volke vertreten. Vor allem sind es die Gewerke der Mechaniker, Maschinenbauer, Schlosser, Tischler und Drechsler, auch wohl der Uhrmacher, Gelb- und Zinngießer, unter deren Mitgliedern, und zwar vorzüglich den gedankenvollsten und strebsamsten, die Idee der ewig währenden Maschine leicht Wurzel faßt. Es rührt das einfach her von der Verwandtschaft des fraglichen Problems mit den zahlreichen Fragen der Mathematik, Mechanik und Physik, welche den Angehörigen der genannten Berufskreise bei ihren Arbeiten sehr oft, ich möchte sagen täglich aufstoßen. Wären unsere Volksschulen, wie sie sein sollten und erhielte die Jugend statt des Gemisches von eingepprägtem trockenen Wissen und dem vorgeschriebenen Ballast in erster Linie den Unterricht der ungeschmähten Naturwissenschaften und was dazu gehört in feiselnadem, durch Experimente illustrierten Vorträge, so würde unter anderem auch der unfruchtbare Glaube an die unaufhörliche Bewegung von Eisen und Messing aus dem Volke so spurlos verschwinden, daß die Maschinen-Ingenieure von Beruf in dieser Beziehung nichts mehr im Voraus haben würden.

Was man eigentlich unter einem Perpetuum mobile zu verstehen hat? Die bereits gelegentlich gegebenen Uebersetzungen der lateinischen Bezeichnung erläutern das Ding freilich noch nicht vollständig, sondern geben nur Andeutungen, daß dasselbe teils etwas mit Maschinerie, teils mit der Ewigkeit zu tun habe. Das erschwerte Verständnis kommt erst mit Beispielen. Also: Ein Perpetuum mobile ist eine metallene Kugel, welche auf einem gleichfalls metallenen Teller unaufhörlich im Kreise herumrollt und zu diesem Zweck sich selbst nach jedem Umlaufe mit-

teils von ihrem eigenen Gewicht bewirkter momentaner Schiefstellung oder Schwankung des Tellers einen neuen Anstoß erteilt. Ein Perpetuum mobile ist ein Schwungrad, welches ursprünglich von Menschen- oder anderer Kraft in „schnelle“ Umdrehung versetzt, durch seinen eigenen Schwung mit Hilfe von Hebelwirkungen eine Spiralfeder spannt oder aufzieht, die nach jeder Auslösung das Rad in neuen Schwung versetzt. Ein Perpetuum mobile ist eine Dampfmaschine, welche — nach dem ernstesten Vorschlage Dr. W. F. A. Zimmermanns*) — die zum Betrieb nötigen Dämpfe im Dampfessel durch Reibung erzeugt. Im Dampfessel befindet sich ein Rohr mit enganschließendem Kolben; letzterer wird von der Dampfmaschine aus in Umdrehung erhalten und die dabei entstehende Reibungshize liefert nach Aufhören des Feuers ununterbrochen den Betriebsdampf.

Ein Perpetuum mobile ist auch eine Wasserrad, welches seine Kraft dazu verwendet, das unten abfließende Wasser durch Anwendung von „krasterparenden“ hydraulischen Druckvorrichtungen, Winden u. immer wieder nach oben zu heben, welche Einrichtung die Aufstellung von Wasserrädern auch dort gestattet, wo gar kein fließendes Wasser vorhanden ist. Auch ein magneto-elektrisches Perpetuum mobile ist anzuführen: Eine dynamo-elektrische Maschine (der Generator) wird zu anfang des ewigen Laufes von irgend einem Motor in Umdrehung versetzt; der dadurch in der Maschine erzeugte Strom wird nach einer daneben stehenden zweiten dynamo-elektrischen Maschine (dem Rezeptor) geführt, die jetzt als Elektromotor ihre Kraft darauf verbraucht, die erste stromerzeugende Maschine, vielleicht mit Hilfe geeigneter Uebersetzungen (Räder oder Riemenwerke) in der einmal erteilten Umdrehung zu erhalten. Das klassische Beispiel bleibt aber die Uhr, welche sich selbst immer wieder aufzieht.

Hinsichtlich des Perpetuum mobile scheiden sich die Menschen, soweit sie diesem Begriff nicht gänzlich unbekannt gegenüber stehen, in zwei grundverschiedene Parteien: die Partei der

*) Siehe dessen „Handbuch der Physik“, 2. Bd., S. 274. (Berlin, Gustav Hempel, 1857.)

Mechaniker — damit bezeichne ich diejenigen, welche Mechanik studirt haben und zu denen unter anderen die praktischen Maschinen-Ingenieure gehören — und die Partei der Nichtmechaniker*). Während die erstere Partei, um bei dieser Bezeichnung zu bleiben, vollständig von der Unmöglichkeit eines irdischen Werkes, das ewig von selbst umläuft, überzeugt ist und sich grundsätzlich nicht mit der Erfindung eines solchen befaßt, steckt die andere tief in der Ungewißheit, zweifelt und hofft, und hält die Sache noch gar nicht für so ausgemacht. Zudem sind einzelne Ausgewählte aus den Reihen dieser Partei permanent, Tag und Nacht nämlich, an der Arbeit, den Konstruktionsprinzipien des Perpetuum mobile auf die Spur zu kommen. Ich schätze die Anzahl dieser Ausgewählten in Deutschland allein auf tausende. Vielsach ist der Beweggrund zu jenen Bestrebungen der, durch eine möglichst unerhörte Erfindung mit einem Schläge steinreich zu werden. So steht es z. B. in diesem Augenblick mit einem Fabrikanten meines Wohnorts, der noch vor kurzem hinter verschlossenen Türen mit einem Schlosser an der Lösung des Problems arbeitete, um mit einem Werke gedachter Art seinen zerrütteten Finanzen aufzuhelfen.

Wie man auf den Gedanken geraten konnte, eine Maschine zu fertigen zu können, die von selbst, aus eigener Kraft, ohne Unterbrechung bis an das Ende der Tage läuft, ist verschieden zu erklären. Mit der Einführung der Räderuhren im 14., 15. und 16. Jahrhundert**) war eine Veranlassung für allgemeinere Verbreitung perpetuum-mobilistischer Ideen gegeben. Die ersten Räderuhren wurden, wie noch heute die meisten stationären Uhren von Gewichten betrieben. Der noch nie gesehene stunden- und tagelange Lauf, die regelmäßige Bewegung eines solchen Uhrwerks, der Ausschlag des raslosen Perpendikels entzündete offene, empfängliche Naturen, wie jetzt noch die Kinder vielfach beim ersten Erwachen der Reflexion eine Uhr mit höchstem Interesse betrachten. Ich kannte einen Knaben, der buchstäblich stundenlang still und aufmerksam dem Fortrücken der Zeiger und dem Gang des Räderwerks einer von den Eltern neuangeschafften Wanduhr zuschauen konnte. Auch unseren Voreltern vor vierhundert Jahren mochte die regelmäßige, selbständige Bewegung der neuen Zeitmesser unerhört und wunderbar genug vorgekommen sein. Aber dem europäischen Menschen wird das Neue mit der Zeit alt und das Unerhörte, Wunderbare natürlich und „selbstverständlich“, und es entsteht das Bedürfnis nach weiteren Neuheiten und Wundern. Die Idee, der Glaube an noch unbekannte, verborgene Neuheiten und Wunder ist stets im Gefolge eingetretener Entdeckungen und Erfindungen gewesen. Das Sinnen und Grübeln über vollkommen selbständige, sozusagen lebendige Mechanismen wurde zum guten Teil durch die Räderuhren erweckt.

Während ein Teil der alten Mechaniker bestrebt war, die Uhren als Zeitmesser praktisch zu vervollkommen, ein anderer Teil diese Werke, besonders die Turmuhr — man denke an die Uhr des Straßburger Münsters — mit allerlei beweglichem Beiwerk umdichtete, eine dritte Gruppe sich auf die Konstruktion von Spielereien, Automaten mit Uhrwerken: tanzenden, schreibenden, gestikulirenden Menschen, laufenden und bellenden Hunden, schwimmenden Enten u. dgl. verlegte, machte sich eine vierte Richtung an die Erfindung von Uhrwerken, die gar nicht aufgezogen zu werden brauchen, und die Herstellung einer ewig gehenden Maschine wurde zur Lebensaufgabe, zur „fixen Idee“ so manchen strebsamen Meisters der alten Uhrmacherei.

Man glaubte — und glaubt noch heute — an geheimnisvolle, noch unbekannte Kombinationen von Mechanismen oder noch unentdeckte Mechanismen selbst, die wirksamer und wunderbarer als Hebel, Differenzialrad und Schraube die Bedingungen für Kräfteerhaltung und Kräftevermehrung in sich tragen, ähnlich

wie in vergangenen Jahrhunderten Gelehrte und Einfältige an die Möglichkeit glaubten, die Zusammenfügung des Goldes aus gemeinen Stoffen entdecken zu können.

Eine Ursache anderer Art, eine immer wiederkehrende und wirksame, so lange es ununterrichtete Menschen geben wird, ist in den fehlerhaften, oberflächlichen Vorstellungen zu suchen, die sich Handwerker und andere von dem Wesen und der Wirkungsweise der sogenannten einfachen Maschine bilden. Mit Hebel, Differenzialrad und Schraube meint man alles machen, Bewegung von Maschinenteilen kostenlos unterhalten, wirkliche motorische Kräfte ersetzen zu können. Man weiß, daß z. B. mit einem Hebel oder mit differenziellen Räderwerken geringe Kräfte beliebig in sehr große oder umgekehrt geringe Geschwindigkeiten in große verwandelt werden können, wie der Hebebaum, das Brecheisen, die Winde, die Nähmaschine u. s. w. zeigen. Daraus schließt man fälschlich auf die beliebige Vermehrung und Vergrößerung der Kraftwirkungen überhaupt. Dort steht ein Drechsler an seiner Drehbank. Mit ein paar Fußritten erhält er das Tretrad derselben in bedeutendem Schwunge. Er sinnt und sinnt, wie er die paar Fußritte, die das Rad für die Fortsetzung der Drehung braucht, durch einen Hebelmechanismus besorgen lassen kann, der seinerseits den Antrieb von dem offenbar sehr kräftigen Schwunge des Rades empfängt. Nicht, wie man glauben könnte, um dann damit die Drehbank zu treiben — so weit versteigt sich seine Hoffnung noch nicht — nein, vorläufig denkt er nur an die einfache Andauer der Radbewegung. Später, wenn dieses erreicht und erfunden ist, kann man es ja durch „Verbesserungen“ vielleicht so weit bringen, daß noch etwas getrieben werden kann. So wie diesem intelligenten Drechsler oder ähnlich ist hundert und tausenden die Versuchung, das große „Problem“ durch gründliches Nachdenken zu lösen, nahegetreten.

Dagegen verhalten sich, wie schon berührt, die Techniker dem Perpetuum mobile gegenüber durchaus ablehnend, und zwar drückt sich diese negirende Stellung nicht etwa durch hin und her erscheinende kritische Abhandlungen in technischen Zeitschriften, wovon selbst alljährlich wohl hunderttausend Fragen aus allen Gebieten des Faches diskutiert werden, oder durch sonstige Erörterungen in spezifisch technischen Kreisen aus, sondern sie drückt sich einfach dadurch aus, daß unser Gegenstand im Ernst gar nicht mehr erwähnt wird. In einem längeren Gutachten des Amerikaners Haseltine, welches die englische Regierung bei ihren Untersuchungen über die Frage der Reform des Erfindungspatentwesens im Jahre 1872 mit eingefordert hatte, heißt es z. B.: „Eine Patentsteuer von fünf Pfund Sterling ist hinreichend, zahlbar zwei Pfund Sterling bei der Einreichung des Gesuches und drei Pfund Sterling bei der Patenterteilung; außerdem kann alle drei Jahre eine Taxe von fünf Pfund Sterling erhoben werden; dadurch werden unsinnige (insensate) Patente, wie z. B. auf Perpetuum mobile aus der Welt geschafft.“

Angeichts dieser Stellung der berufensten Kreise und der Tatsache, daß schon viele hoffnungsvolle Existenzen über den schnarrenden und rollenden Mysterien des Perpetuum mobile zu Grunde gegangen oder schwer geschädigt worden sind, wird es zweckmäßig sein, auf die wissenschaftliche Seite der Frage etwas tiefer einzugehen.

Zweierlei Wege gibt es für die Erkenntnis des Tatsächlichen: die unmittelbare Empirie, d. h. die Ueberzeugung durch Augenschein und durch die Sinne überhaupt und: die logische Verwendung und Verwertung von erfahrenen Tatsachen. Man bezeichnet gewöhnlich den ersteren Weg als den der Praxis, die praktische Erkenntnis, und den anderen als den theoretischen, den spekulativen Weg, als Theorie; doch sind im Grunde genommen beide Wege praktisch, denn beide beruhen auf der Erfahrung. Theorie ist nichts weiter, als systematische, geordnete, vernünftige Praxis, geordnete Verwertung und Anwendung der Erfahrung, wogegen alle Arbeit ohne Theorie nur planlose Vergeudung von Zeit und Arbeit darstellt.

Auf jedem dieser Wege gelangt die Menschheit schließlich

*) Es gibt nämlich Mechaniker, welche keine Mechaniker sind, d. h. die keine Ahnung von der Wissenschaft der Mechanik haben.

**) Nach einigen Schriftstellern sind die Räderuhren von dem Italiener Pacificus von Verona um das Jahr 850, nach anderen von den Sarazenen erfunden, von denen sie die Kreuzfahrer nach Europa gebracht haben.

zur Erkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse, aber der Weg der reinen, der unmittelbaren Praxis ist langwieriger als der andere. Dagegen ist die Theorie vortrefflich geeignet, den Prozeß der Erkenntnis beträchtlich zu beschleunigen und abzukürzen. Praktisch ist die Erkenntnis der gesammten Tierwelt, die Erkenntnis der Armenischen, die Erkenntnis der Ungebildeten; praktisch z. B. die Erkenntnis, daß Hunger der beste Koch ist. Auf praktischer Erkenntnis, d. h. auf Erfahrung unmittelbar beruht zum großen Teil die Entwicklung zum Besseren in der Welt der geistig wenig entwickelten Organismen. Aber erst in der theoretischen Erkenntnis erwuchs der Menschheit die kraftvollste Helferin bei der Entwicklung, nachdem die Sprache und Schrift entstanden und erfunden war, weshalb heute in der Zeit der billigen Gedanken- und Nachrichtenverbreitung das Menschengeschlecht in fünfzig Jahren dem schließlichen Ziele rascher zugehritten ist, als unsere Vorfahren in zehn Jahrtausenden.

Unsern Gegenstand betreffend schreiten die Mechaniker, Uhrmacher, Drechsler, Maschinenbauer, soweit sie von dem Glauben an die Möglichkeit ewig gehender Mechanismen beseelt sind, auf dem Wege der rein praktischen Erkenntnis: sie überzeugen sich schließlich wohl oder übel von der Wahrheit, daß kein Mechanismus von selbst ewig läuft, und zwar durch die Nutzlosigkeit aller Anstrengungen, die sie selbst oder andere in dieser Beziehung gemacht haben. Allerdings hat es Leute von fabelhafter Ausdauer und, sozusagen, geringem wissenschaftlichen Mutterwitz gegeben, welche ihr ganzes Leben lang nicht überzeugt worden sind, doch hat dieser musterhafte Glaube dennoch nichts zur Herbeiführung des ersehnten Resultates beigetragen. Ich will an dieser Stelle nur konstatiren, daß es bis heute auf dem ganzen Erdballe noch kein Perpetuum mobile gibt.

Vom Standpunkte des Praktikers ist es nun noch kein zureichender Beweis für die Unmöglichkeit eines perpetuellen Werkes, wenn es bis dato noch kein solches gibt — man sieht, wie ungeheuer langwierig der Prozeß der praktischen Erkenntnis ist — aber was die Erfahrung und die Anstrengungen von Jahrhunderten noch nicht zureichend bewiesen haben, das beweist die Theorie in einigen Sätzen. Wenn der Herr Geheimrat Goethe noch lebte, so würde ich mirs zum Vergnügen machen, ihn darauf hinzuweisen, daß sein Satz von der „grauen Theorie“) doch nicht von so allgemein gültiger Wahrheit ist, als er vielleicht selbst geglaubt hat. Ich würde beweisen, daß unter Umständen die Theorie sehr frisch, grün und jugendkräftig sein kann, während die Praxis des Lebens oft vor aschgrauer Altersschwäche zu schwachsinzig geworden ist, um überhaupt noch etwas leisten zu können.

Die Zeilichkeit der Bewegung eines sich selbst überlassenen Werkes ist zunächst begründet in der Tatsache, daß die Geschwindigkeit bewegter Körper nie von selbst größer werden kann, als sie schon ist, mag die Bewegung um eine Axe, wie beim Schwungrad, oder geradlinig vor sich gehen. Würde auf eine abgeschossene Kanonenkugel nicht die Schwere und der Luftwiderstand wirken, so würde dieselbe mit ewig gleichbleibender Geschwindigkeit in gerader Linie durch den Weltraum fliegen, wobei wir natürlich auch voraussetzen müssen, daß dieser Raum absolut leer und von andern Weltkörpern nicht besetzt sei. Wir nehmen in der Mechanik die aller Materie zugehörige Eigenschaft, irgend einen Zustand der Ruhe, der langsamen oder

schnellen Bewegung unverändert beizubehalten, so lange keine Ursachen für eine Aenderung dieses Zustandes vorhanden sind, die Trägheit oder das Beharrungsvermögen, eine Eigenschaft, welche gleichsam das Fundament aller Ursächlichkeit darstellt, und es besagt der Satz von der Trägheit nichts weiter, als daß ein Klumpen Stoff sich niemals willkürlich, ohne Ursach da- oder dorthin, schnell oder langsam fortbewegen, oder aus Ruhe in Bewegung oder umgekehrt übergehen kann, sondern daß dazu stets eine Ursache erforderlich ist. Die Ursachen, welche dagegen die genannten Zustandsveränderungen veranlassen können, heißen wir im allgemeinen Kräfte.

Es besteht ferner das wichtige Faktum in der Körperwelt, daß die fortbewegende, beschleunigende Wirksamkeit der Kräfte, wo eine solche stattfindet, in allen Fällen nur eine zeitweise und begrenzte ist, während die bewegungsverzögernden und hemmenden Ursachen von selbst eine ununterbrochene, vom ersten Moment einer jeden Bewegung bis zu Ende andauernde Tätigkeit entfalten und außerdem zu Zeiten mit überwiegender Stärke auftreten. Bei einem vom Turme herabfallenden Steine wirkt zwar die Schwere vom ersten Moment der Bewegung bis zum letzten; allein der Widerstand des Erdbodens ist so übermächtig, daß die Fallbewegung notwendig ihr Ende erreicht. Uebrigens kann für unsern Zweck jede Fallbewegung, welche in gewöhnlicher Weise durch Auftreffen des Körpers auf dem Erdboden ihr Ende erreicht, als eine unvollendet gebliebene Bewegung betrachtet werden. Befände sich im Erdboden ein großes Loch, ein Schacht, welcher mitten durch den Erdball bis zu den Pflanzungen der Antipoden reichte, so würde der Stein, in diesen Schacht fallend, doch im Mittelpunkt der Erde, also mitten im Schachte und zwar durch die Schwere selbst, zur Ruhe kommen, nachdem er sich noch eine Weile pendelartig durch den Mittelpunkt (Schwerpunkt) der Erde auf und nieder geschwungen haben würde. So sehen wir, daß die Schwere z. B. in jedem Sinne nur eine begrenzte oder zeitweise Wirkung als Ursache von Bewegung ausüben kann, daß dieselbe Schwere umgekehrt zuletzt dauernd in Bewegungswiderstand umschlägt.

Mit allen übrigen Kräften verhält sich ebenso, sobald sie sich an der Fortbewegung und der Beschleunigung der Bewegung eines Körpers versuchen. Ich muß es dem Leser überlassen, sich von der Richtigkeit dieses Satzes durch die Betrachtung aller hier in Frage kommenden einzelnen Ursachen, welche Bewegung oder Beschleunigung veranlassen können, zu überzeugen.

Eine verzögernde und jeder Bewegung feindliche Ursache ist u. a. die Reibung. Diese ist ein Widerstand, der unter allen Umständen entsteht, wo zwei Stoffe mit ihren Oberflächen aneinander gleiten; er wirkt stets dem Gleiten entgegen und hört in seiner Wirksamkeit nicht eher auf, als bis das Gleiten der Oberflächen zu Ende ist. Und da in jedem maschinellen Werke an den verschiedensten Stellen ein Gleiten von Oberflächen stattfindet, so wirkt also auch jederzeit der Bewegung einer Maschine die Reibung entgegen.

Die Reibung läßt sich nicht beseitigen. Keine Fläche ist absolut glatt. Die bestpolirte Metallfläche zeigt unter dem Mikroskop Erhöhungen und Vertiefungen und wird stets solche zeigen, schon deshalb, weil alle Stoffe porös sind. Bei einem Uebereinandergleiten stoßen die beiderseitigen kleinen Erhöhungen gegen einander und die Bewegung nimmt nur dann ihren Fortgang, wenn die Erhöhungen abgestoßen (abgeschliffen) oder übereinander weg gehoben werden, und darum verursacht jedes Gleiten ein Geräusch, das Reibegeräusch. Es könnte auch durch die feinste Politur und die allergrößte Dichtigkeit des Materials nichts gewonnen werden; denn sowie zwei Körper in einer genügenden Anzahl von Punkten sich berühren, entsteht der Widerstand der Adhäsion, der bis zu einer Verschmelzung der Flächen auf kaltem Wege sich steigern und dann nur mit sehr großer Kraft überwältigt werden kann. Der Maschinenbauer bezeichnet diese bei allen feingepolirten Flächen hin und wieder eintretende Verschmelzung als „Anfressen“: Die Welle hat in ihrem Lager, der Schieber der Dampfmaschine auf dem Schieberpiegel „gefressen“.

*) Gran, Freund, ist alle Theorie, doch grün des Lebens goldner Baum. Mephisto in „Faust“.) Der Verfasser.

Unser Herr Mitarbeiter hat nicht erkannt, weshalb der Herr Geheimrat Goethe diese Worte keinem andern in den Mund gelegt hat, als dem Mephisto, der, um den Schüler irre zu führen, Wahres und Falsches diabolisch gemengt zum Besten gibt. Das Ziel, nach dem er strebt, hat Mephisto in dem Eingangsmonologe zu dieser Szene deutlich genug gesagt:

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, —
Des Menschen allerhöchste Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügegeist bestärken,
So hab' ich dich schon unbedingt.
Der Herr Geheimrat Goethe ist denn auch so ziemlich der letzte,
der des Hinweises auf die Bedeutung der Theorie bedurfte. D. Ned.



Der Geburtstagskuchen. Gemälde von Gustav Zöler.



Photographie von Franz Hanfstängl in München. (Seite 338.)

Das einzige Mittel, die Reibung genügend polierter Flächen zu vermindern, ist die Schmierung. Durch die Schmiere werden die Vertiefungen einigermaßen ausgefüllt, wodurch auch die verschiedenartigen Widerstände dieser Erhöhungen in ihrer Wirkung abgeschwächt werden. Könnte man zwischen reibende Flächen so dicke Schichten von Schmiere bringen, daß gar keine Berührung der Oberflächen mehr stattfände, so wäre wohl die Reibung vergleichsweise viel geringer, doch nicht ganz beseitigt; denn selbst auf den schmierenden Flüssigkeiten ist ein Bewegungswiderstand vorhanden.

Was soll nun wohl aus einer Maschine schließlich werden, die in Bewegung versetzt ist, diese ihre Bewegung selbst nie vergrößern kann und die einerseits im besten Fall nur eine zeitweise Vergrößerung der Geschwindigkeit durch die Schwere niedergehender Gewichte oder andere Ursachen erfährt, dabei andererseits dem Einfluß des durch nichts, außer durch das Ende der Bewegung selbst unterbrochenen Widerstandes der Reibung unterworfen ist? Gar nichts anderes, als ein stillstehender Haufen Metall! Die unbedingte Ueberlegenheit der Mißstände hinsichtlich der Wirkungsdauer führt notwendig zu diesem Resultat. Es muß einleuchten, daß auch alle kunstvollen Einrichtungen im Innern der Maschine, die verschiedenen Hebel, Räder, Federn, Gewichte, Kugeln und Wellen nichts an dem Resultat ändern können, wenn das Mißverhältnis zwischen den aktiv wirksamen Kräften — die nur zeitweise und endlich wirken — und den Widerständen — welche stets von Anfang bis zu Ende des Laufes tätig sind — nicht aufgehoben oder abgeändert werden kann.

Das einfachste Beispiel, wie das komplizirteste, zeigt diese Wahrheit. Ein Stück Eis, welches wir über die spiegelglatte Fläche eines gefrorenen Sees mit Kraft dahinschleudern, kommt früher oder später zur Ruhe, obgleich hier die Reibung die zwischen festen Körpern denkbar geringste ist. Ebenso ergeht es allen hin und wieder auftauchenden und in den Zeitungen verkündigten Wunderwerken: eines Tages ist das Schauspiel zu Ende.

Es erübrigt noch, auf die Rolle der einfachen Maschinen oder der Maschinenelemente (Hebel, Differenzialrad, Schraube etc.), welche diese bei der Frage des Perpetuum mobile spielen, einen Blick zu werfen. Es ist wahr, ein herabgehendes Gewicht kann eine Maschine treiben und mit Hilfe von Hebeln oder Räderwerken ein anderes, sogar größeres Gewicht (oder eine Feder) für den nachfolgenden Betrieb aufziehen, das bei seiner Auslösung auch eine größere Kraft ausüben kann, als das zuerst arbeitende Gewicht. Aber in dem Maße, als die Kraft (resp. der Zug nach unten), welche von dem arbeitenden Gewicht für den Aufzug verwendet wird, geringer ist, als die, welche das neu aufgezogene Gewicht in seiner Schwere repräsentirt, in demselben Maße ist auch die erreichte Höhe (Fallhöhe) geringer, als die vom treibenden Gewicht bei seinem Betrieb zurückgelegte Höhe — und die Arbeit, die eigentliche Leistung, welche das aufgezogene Gewicht nachher liefern kann, wird niemals größer sein, als die, welche das erste Gewicht liefert und ebenso gut, ja noch besser unmittelbar für den Betrieb der Maschine verwenden kann.

Man kennt nämlich in der Mechanik ein Gesetz, die sogenannte goldene Regel der Mechanik, welches lautet: Was an Kraft gewonnen wird, geht am Wege oder an der Zeit verloren. Zu allen Zeiten, an allen Orten, mit allen nur denkbaren Maschinenelementen probirt, hat sich dieses Gesetz als unumstößlich bewährt. Daraus geht hervor, daß man durch alle Mechanismen eigentlich überhaupt nichts an mechanischer Arbeit (einem Produkt von Kraft, Zeit und Geschwindigkeit) gewinnen kann. Durch Hebel, Schraube, Diffe-

renzialrad, schiefe Ebene etc. kann man nur an Kraft gewinnen, wo übrige Zeit, oder an Zeit gewinnen, wo überflüssige Kraft vorhanden ist, das ist alles.

Auf unser letztes Beispiel angewandt, ist es also eine ganz nutzlose Einrichtung, durch den Schwung eines Rades oder den Niedergang eines Betriebsgewichtes eine andere Kraftquelle durch Aufziehen eines andern Gewichtes erzeugen zu lassen, denn diese Kraftquelle ist hinsichtlich der Zeitdauer der von ihr unterhaltenen Bewegung gewisser Maschinenteile nicht wirksamer, als die erste Betriebsquelle, welche das Gewicht aufzog. Am schließlichen Schicksal des Werkes ändert also die Art und Zahl der Mechanismen nichts; dieses ist vielmehr ausschließlich durch das vorhin dargelegte Mißverhältnis besiegelt.

Das Gesagte gilt überhaupt für alle maschinellen Vorrichtungen, deren Bewegung darauf verwendet wird, neue Kraftquellen, Spannungen etc. für den späteren Betrieb zu erzeugen. Eine gespannte Feder, ein elektrischer Kraftsammler, ein Schwungrad, eine komprimierte Luftmasse, emporgehobenes Wasser, durch Reibung erzeugte Hitze kann auf keine Weise mehr mechanische Arbeit leisten, als zur Spannung der Feder, zur Ladung des elektrischen Kraftsammlers, zur Bewegung des Schwungrades, zur Pressung der Luft, zum Emporheben des Wassers, zur Erzeugung der Reibungshitze an mechanischer Arbeit vorher aufgewendet wurde. Warum das so ist? Auf diese Frage gibt es keine eigentliche Antwort. Begnügen wir uns für heute damit, zu wissen: es ist so. Es sind Erfahrungen, systematisch aufgesuchte Tatsachen, die keiner weiteren Erklärung im gewöhnlichen Sinne unterzogen werden können. Auch das Gesetz von der Unveränderlichkeit der Energie im Weltall (Gesetz der Erhaltung von Kraft und Bewegung) bietet keine Erklärung für jene Tatsachen, sondern ist umgekehrt nur eine Ableitung davon. Hier ist einer der Punkte, wo sich auch die Theorie auf die Erfahrung stützt.

Hängen wir einen Körper an einem Faden auf, so haben wir alle „Probleme“, mit denen der Konstrukteur des Perpetuum mobile zu rechnen hat, in der einfachsten Form bei einander, und wir können an diesem Beispiel die vorgetragenen Sätze kurz recapituliren. Wir geben dem Körper einen Stoß, und in diesem Moment beginnt das bekannte Pendelspiel. Wenn der Körper auf dem höchsten Punkt seines Ausschlags angekommen ist, fällt er mit stets sich vermehrender Geschwindigkeit wieder abwärts. Der dadurch entstandene Schwung treibt den Körper jetzt nach der andern Seite bis zu einem gewissen Höhepunkte wieder hinauf. Der Schwung verbraucht sich also dazu, eine neue Fallhöhe für den Körper zu gewinnen, von wo alsdann ein zweiter Abschwing seinen Anfang nimmt. Wenn wir dabei bemerken, daß die Höhepunkte fortwährend niedriger werden, so finden wir den Satz bestätigt, daß durch den Umsatz von Niedergang einer Masse in Fallhöhe mindestens nichts gewonnen wird, weil nicht einmal der erste Ausgangspunkt wieder erreicht wird. Wir können ferner sehen, daß, während die aktiv tätigen Kräfte (hier die Schwere) nur zeitweise (beim Niedergang) wirken, die Reibung an der Aufhängung des Fadens und der Luftwiderstand unausgesetzt daran sind, die Bewegung zu befeuchten.

Man kann Mechanismen herstellen, die auf Grund der natürlichen Gesetze sehr lange wackeln, klappern oder ticken — je nachdem — und die den Unwissenden als ewig sich bewegende Werke „aufgebunden“ werden können, wie es tatsächlich vorgekommen ist. Eine Taschenuhr, auf geeignete Weise von einem Gewicht von 100 Kilogramm betrieben, welches 10 Meter tief niedergehen kann, würde ungefähr 10 Jahre laufen. Zehn Jahre! Eine lange Zeit — aber die Ewigkeit ist bekanntlich länger.

Aus der Franzosenzeit.

Erzählung von Franz Lehmann.

Eines Tages, ich war damals dreizehn Jahre alt, saß ich in der Stube meines Großvaters diesem gegenüber und bemühte mich, einige Rechenaufgaben zu lösen, die er mir gestellt hatte, um meinen Schulkenntnissen auf den Zahn zu fühlen.

Da trat der Briefträger mit seinem langen, kanariengelben Kote, wir hatten in unserem Ländchen königlich sächsische Post, ins Zimmer und brachte meinem Großvater einen Brief, der mit vielen Stempeln bedeckt und mit zwei fremden Marken besetzt war.

„Aus Bor—de—auks!“ sagte der alte Junker, den Abgangsstempel buchstabierend.

„Ah, aus Bourdeaux, vom Sohn meiner verstorbenen Schwester Luise,“ rief mein Großvater freudig aus, dem Briefträger statt des pflichtmäßigen Dreiers ein Zweigroschenstück zuschiebend, während er zugleich durch eine Handbewegung andeutete, daß er nichts heraushaben wollte. „Es ist doch schön von den fernern Verwandten, daß sie manchmal an mich alten Mann denken.“

„War ein hübsches Mädchen, die Luise; habe sie wohlgekannt und kann mich noch recht gut auf die große Hochzeit entsinnen, die hier gefeiert wurde, ehe sie mit dem Franzosen so weit fortzog. Ich war gerade vierzehn Jahre alt,“ sagte der Briefträger, indem er freudig schmunzelnd das Zweigroschenstück einsteckte. „Gehorsamer Diener, Herr Hofapotecler.“

„Adieu Junker.“

„Großvater, wie kam es denn nur, daß sich die Tante Luise so weit fort verheiratet hat?“ frug ich, nachdem der Briefträger gegangen war, in der stillen Hoffnung, von dem vermaledeiten Rechnen, mit dem ich unter allen Wissenschaften auf dem gespanntesten Fuße stand, loszukommen, wenn ich den strengen Revisor zum Erzählen brachte; denn ich wußte, daß mein Großvater gern von seinen Erlebnissen und vergangenen Zeiten berichtete.

Doch heut hatte ich entschieden einen unglücklichen Tag.

„Das ging gar merkwürdig zu, und um es dir zu erzählen, brauche ich längere Zeit,“ meinte mein Großvater, „aber wenn du deine Aufgaben richtig lösest und dich dann noch eine Stunde lang im Schönschreiben geübt hast, sollst du es in der Dämmerstunde erfahren und dann auch zum Abendbrot gebackene Klöße bei mir essen.“

Resignirt fügte ich mich in das Unvermeidliche, durch die Aussicht auf die Erzählung des Großvaters und auf die gebakenen Klöße einigermaßen über den Verlust der Spielzeit getröstet. Endlich waren die Aufgaben gelöst und in der Kalligraphie das Mögliche geleistet; ich eilte heim, um meinen Eltern zu melden, daß ich zum Abendessen nicht nach Hause kommen würde, und als die untergehende Sonne ihr röthliches Licht über die Stadt ausgoß, saß ich auf dem kleinen hartgepolsterten Kanapee neben meinem Großvater und wartete mit Ungeduld auf die versprochene Geschichte.

„Das Jahr 1806,“ begann er endlich, „war ein verhängnisvoller Zeitabschnitt für Deutschland, es brachte uns eins der schlimmsten Uebel im Völkerleben, den Krieg. Napoleon, nicht zufrieden mit seinen Erfolgen in Italien und Oesterreich, hatte seine begehrlichen Augen auf Deutschland geworfen, und bald war ein Vorwand zum Beginn der Feindseligkeiten gefunden.“

Es hieß, die Franzosen beabsichtigten über den Thüringer Wald in Norddeutschland einzudringen und Preußen bereite sich vor, ihnen den Weg durch das Saatal zu verlegen. Die Gerüchte erfüllten uns mit banger Sorge, denn wenn sie sich bewahrheiteten, konnte leicht unsere Gegend zum Schauplatz des Kampfes werden; ich hatte vor fünf Jahren das Schlachtfeld von Hohenlinden kurz nach der Schlacht besucht und noch graute mir, wenn ich an den Anblick zurückdachte, den die zerstörten Ortschaften und zertretenen Felder boten. Aber auch wenn uns nicht das Schlimmste bevorstand, mußten wir, falls unsere Truppen

zurückgeschlagen wurden, von der Willkür und Plünderungssucht der Sieger alles fürchten, und deshalb sahen wir uns bei Zeiten nach einem sicheren Versteck für unsere Wertsachen um.

Du kennst doch die Kammer, die im obersten Stockwerk des Hauses nach dem Hofe zu liegt und die wir die Altanstube nennen, weil sich früher ein Altan unter dem Fenster hinzog.

Dieses einfenstrige Kämmerchen war mein Schlafzimmer, und ich hatte es mir so abenteuerlich wie möglich aufgeputzt. Früher war es üblich gewesen, die Apoteken mit allerhand fremdartigen Tier- und Pflanzengebilden und ähnlichem Hokusfokus auszustatten, und als mein Vater diese hier übernahm, hatte er eine Menge solches Zeug vorgefunden. Er hatte den ganzen unheimlichen Krimskrams entfernt und in die Kumpelkammer verbannt; aber als ich nach vollendeten Studien auf seinen Wunsch nach Hause zurückkehrte, um ihn als Provisor zu unterstützen, hatte ich es mir nicht nehmen lassen, die früheren Schaustücke aus ihrem Winkel hervorzuholen und meine Stube damit zu dekoriren, trotz des Widerspruchs meiner Mutter und Schwestern.

In der einen Ecke am Fenster, meinem Bette gegenüber, stand ein wohlpräparirtes menschliches Gerippe, über dem Bett hing an der Decke ein ausgestopftes, drei Fuß langes, junges Krokodil, daneben wiegte sich mit ausgebreiteten Flossen ein getrockneter fliegender Fisch und über dem Fenster war ein mächtiger Uhu an die Wand genagelt. Zwei wie kleine Luftballons aufgeblasene Stachelhische, ein sogenannter Waschküch in Spiritus und mehrere sonderbare Pflanzenpräparate vollendeten die eigentümliche Ausstattung. Es war kein Wunder, daß die Frauenzimmer behaupteten, es grüele ihnen vor der Stube, und sie nach Einbruch der Dämmerung nicht wagten, dieselbe zu betreten.

Damals zog sich eine dicke Feuereße, die später weggerissen wurde, durch das Zimmer; sie flog rechts neben der Tür empor und blieb noch anderthalb Fuß von den beiden Wänden entfernt, welche die Ecke bildeten, in der sie stand. Dieser Zwischenraum war ein Gegenstand immerwährender Klagen meiner Mutter gewesen, denn hier ließ sich den Spinnweben und dem Staub nur schwer beikommen, und um dem ein Ende zu machen, hatte mein Vater die Kluft auf beiden Seiten mit Backsteinen zugezogen und das ganze Zimmer frisch übertünchen lassen, so daß von dem Raum zwischen der Esse und der Wand nichts mehr zu bemerken war.

Diesen verborgenen Winkel hielten wir für das sicherste Plätzchen im Hause, und beschloßen, unser wertvolles Eigentum hierher zu verstecken.

Unser Silberzeug, sämtliche Schmucksachen und eine nicht unbedeutende Summe baares Geld, welche mein Vater erst vor kurzem als das Erbe meiner Mutter empfangen hatte, wurden in einen festen Sack eingenaht; mein Vater und ich gingen auf den Boden über der Altanstube, rissen dort einige Dielen auf und brachen neben der Esse eine Oeffnung in den Fußboden, so daß wir von hier aus zu dem Versteck gelangen konnten, ohne die Vermauerung in meiner Kammer beschädigen zu müssen. Der Sack mit seinem kostbaren Inhalt wurde hinuntergelassen, mein Vater warf einen Haufen alter zerrissener Säcke darüber, und dann verschloßen wir das Loch mit den herausgenommenen Brettern und Balkenenden wieder so sorgfältig, daß es niemand der Stelle ansehen konnte, welche Veränderung hier vorgegangen war. Zum Ueberfluß ließen wir auch noch in den nächsten Tagen einige Klaster Brennholz, welches eben gespalten wurde, dort aufschichten, und nun hielten wir unsern Schatz für genügend gesichert.

Noch früher als wir erwarteten, sollten wir erfahren, daß wir nicht umsonst besorgt gewesen waren. Es war am 11. Oktober 1806, die letzten Flüchtlinge von der Tags vorher bei

Saalfeld geschlagenen Avantgarde des preussischen Heeres waren auf dem Wege nach Jena weiter gezogen und eine fast unheimliche Stille lagerte nach dem kriegerischen Lärm der letzten Tage über der Stadt. Endlich hörten wir gegen Mittag Pferdegetrappel, französische Husaren sprengten, den Säbel oder die gespannte Pistole in der Faust, durch die Straßen; erst einzelne, dann immer stärkere Trupps, zuletzt ein ganzes Regiment. Diesen folgten zwei Bataillone Infanterie mit klingendem Spiel und dann sechs Kanonen nebst einer Menge Wagen; aber alle diese Truppen marschirten durch das Jenaische Thor wieder hinaus und lagerten sich mit anderen, die an der Stadt vorbeigezogen waren, bei der großen Linde, die eine Viertelstunde von hier an der Chaussee nach Jena liegt; die Chaussee war damals noch nicht gebaut.

Wir hofften schon von Einquartirung verschont zu bleiben, da erscholl von neuem vom oberen Thor her Militärmusik, ein Regiment Voltigeurs kam die Hofgasse herunter; aber anstatt, wie die andern, durch die Salzgasse weiter zu ziehen, schwenkten sie auf den Markt ein und stellten sich dort auf; der ganze Platz war voll Soldaten. Nicht lange darauf lösten sich die Reihen, und die Franzosen verteilten sich in die Straßen und Häuser. Auf das unsrige kamen drei Mann zu, ein Korporal und zwei Gemeine.

Ich eilte vor die Tür und begrüßte die ungebetenen Gäste höflich auf französisch. Der Korporal, ein kräftig gebauter junger Mann von mittlerer Statur, mit schwarzem Schnurbart und einem Paar blizender dunkler Augen in dem intelligenten Gesicht, war sichtlich erfreut, einen Quartiergeber zu finden, mit dem er sich in seiner Muttersprache unterhalten konnte und erwiderte meinen Gruß freundlich. Ich kann sagen, der Mann gewann auf den ersten Blick mein Vertrauen; um so weniger aber gefielen mir die beiden Gemeinen, die ein paar rechte Galgenphysiognomien zur Schau trugen. Doch ließ ich mir davon natürlich nichts merken, sondern führte die Soldaten durch die Offizin und die Treppe hinauf, in diese Stube.

Auf Anordnung meines Vaters hatte meine Mutter bereits einige Flaschen Wein, Weißbrod, Wurst und Schinken auf den runden Tisch gestellt, den du noch hier siehst, denn durch gute Beköstigung hofften wir am ersten die Feinde uns günstig stimmen zu können, und die Franzosen ließen sich auch nicht lange nötigen, den Lebensmitteln zuzusprechen.

Während sie aßen, unterhielt ich mich mit ihnen, und erfuhr dabei, daß der Korporal Charles Morin hieß und aus Bichy, einem kleinen Städtchen dicht bei Bordeaux gebürtig war. Sein Vater besaß dort ein Landgut, und Charles war nur insolge der Konstriktion und gezwungen Soldat geworden; doch hatte er sich gut in das Kriegsleben gefunden und war vor dreiviertel Jahren, nach der Schlacht bei Austerlitz, zum Korporal avancirt. Die Gemeinen waren alte Troupiers und standen schon lange unter den Fahnen.

Der Korporal hatte eben den letzten Bissen eingenommen, als ein Soldat eintrat und ihm den Befehl seines Kapitäns brachte, sofort zu diesem zu kommen.

„O weh,“ wendete er sich an mich, „ich muß Sie verlassen, so gern ich auch noch länger in der Gesellschaft eines so lebenswürdigen Wirtes geweilt hätte. Aber ich weiß schon, was der Befehl zu bedeuten hat, ich werde als Ordonnanz zu den vor der Stadt liegenden Truppen gehen müssen; und da unser Regiment jedenfalls bald zu diesen stoßen wird, werden wir uns wohl nicht wieder sehen.“

Auch mir tat es leid, daß der Unteroffizier sobald wieder fort mußte, doch gegen die Ordre ließ sich nichts tun, und so schieden wir im besten Einvernehmen.

Morin war kaum die Treppe hinunter, als sich das Benehmen der beiden Soldaten plötzlich änderte. Sie hatten bisher ruhig auf ihren Stühlen gesessen und ihre kurzen Peisen geraucht. Jetzt verlangten sie herrisch mehr Wein, und als ich ihrem Wunsche nachkam, hatten sie bald zwei weitere Flaschen geleert; auch Braten wollten sie haben, und als ich erklärte, daß wir keinen solchen im Hause hätten, fluchten sie lästerlich, und

der eine warf eine leere Weinflasche nach mir, daß dieselbe an der Wand in tausend Scherben zersprang; hätte er mich getroffen, so wäre ich wohl ernstlich verletzt worden. Sie fluchten und schimpften in einem fort, und um so heftiger, je mehr ihnen der Wein in die Köpfe stieg. Nichts konnten wir ihnen recht machen, und nichts war ihnen gut genug.

Endlich sprangen sie auf und frugen, ob wir Waffen im Hause verborgen hätten. Als ich dies verneinte, meinten sie, sie wollten selbst nachsehen, und fingen an die Schränke und Kommoden in der Stube zu durchsuchen. Da sie weder Waffen noch sonstiges fanden, was sie hätten mitnehmen können, und auch in den anstoßenden Räumlichkeiten kein anderes Resultat erreichten, stiegen sie in das oberste Stockwerk hinauf.

Ich wollte ihnen folgen, doch trieben sie mich mit dem Bajonet zurück, und als ich ihnen erwiderte, daß ich ihnen nur die Türen öffnen wolle, wies der eine lachend auf den Kolben seines Gewehres. „Das sei sein Kapitalschlüssel,“ sagte er.

Ich verstand den Doppelsinn des Wortes „Kapitalschlüssel“ recht wohl, so gut, wie ich keinen Augenblick darüber in Zweifel gewesen war, daß das Suchen weniger versteckten Waffen, als unserm Gelde galt. Ungstvoll laufend standen wir alle an den untern Stufen der nach oben führenden Treppe. Wir hörten, wie eine Tür nach der andern unter den Kolbenschlägen und Fußritten der Plünderer zusammenbrach, wie sie die Möbel aufrißen oder zerschlugen, und deren Inhalt umherstreuten, und jedesmal, wenn sie wieder über der den Vorjaal schritten, fluchten sie lauter und heftiger.

Endlich kamen sie auch an meine Kammer, es war der letzte Raum, den sie zu durchsuchen hatten. Ich hörte sie einen Ruf des Erstaunens ausrufen.

„Eine wahre Menagerie!“ rief der eine.

„Sprich lieber, eine Hexenküche“, sagte der andere.

Dann hörte ich, wie der Deckel meines Koffers aufstrachte, und die übermütigen Franzosen meine Maritäten kurz und klein schlugen.

„Sacré mort de dieu!“ rief einer wieder nach einer Pause, „auch hier nichts gefunden; ich glaube, in dem ganzen Nest ist nicht soviel Geld, daß man sich eine Pfeife Tabak dafür kaufen könnte. Komm Jaques, wir wollen noch im Keller suchen, sollen wir uns denn ganz umsonst geplagt haben?“

Ich atmete hoch auf; mochten die Franzosen im Keller unsere Weinflaschen zerschlagen, wenn ihnen das Vergnügen machte, aber unser Geld war gerettet, denn sie hatten nichts von dem Vorhandensein des Verstecktes bemerkt. In der Freude meines Herzens eilte ich die Treppe hinauf.

„Kommen Sie, Messieurs, ich will Ihnen den Weg zum Keller zeigen!“ rief ich.

„Hallunk, willst du uns noch verspotten?“ schrie der, welcher vorhin Jaques genannt worden war, und führte einen Schlag mit dem Kolben nach mir, der mir den Kopf hätte zerschmettern können.

Ich sprang beiseite, und der Hieb traf nur die Wand. Aber ich hatte, um auszuweichen, in die Kammer springen müssen, und wollte nun das Fenster öffnen, um auf den Altan hinunterzulattern, doch ehe ich mich hinauszuwerfen konnte, packte mich der zweite Franzose im Genick und drückte mich mit eiserner Faust zu Boden. Er rief seinem Kameraden zu, herbeizukommen, und ich konnte nichts anderes erwarten, als daß beide ihre Wut in brutaler Mißhandlung an mir auslassen würden.

Der andere blieb jedoch neben der Türe stehen, als ob er sich auf etwas befinne, und führte dann noch einen Schlag gegen die Stelle, welche sein Kolben getroffen hatte.

„Wahrhaftig“, rief er, „hier klingt es wohl. Allons Bernard, vielleicht finden wir doch noch etwas, was unsere Mühe lohnt!“ und hämmerte dabei emsig gegen die Wand.

„Mein Gott, das ist ja nur unsere Feueresse,“ rief ich, während ich mich vergeblich bemühte, mich frei zu machen. „Sie ruiniren Ihr Gewehr nur unnützerweise an einem alten Schlot.“

Der Franzose warf mir einen spöttischen Blick zu. „Sie sind ja sehr besorgt für die Waffen Ihrer Feinde,“ erwiderte er, und klopfte weiter. Ein Stein gab nach und stürzte mit dumpfem Gepolter hinter das Gemäuer, mehrere andere folgten, und bald war eine Oeffnung frei, gerade groß genug, daß ein Mensch hindurchstreicheln konnte. Zwei Minuten später hielt der Voltigeur den schweren Sack mit unserem Gelde in der Hand. Der, welcher mich bis jetzt festgehalten hatte, ließ mich los und schnitt den Sack mit seinem Seitengewehr auf.

„Ei, mein Freund,“ wendete er sich beim Anblick der silbernen Löffel und der Geldrollen höhnisch an mich, „Sie haben ja merkwürdige Dinge in dem Raume, den Sie Ihre Feueresse nennen. Gewiß wissen Sie nicht mit diesen Kleinigkeiten umzugehen, da Sie ihnen einen so ungeeigneten Platz gegeben haben; und um Sie von dieser Verlegenheit zu befreien, wollen wir die Sachen einstweilen in Verwahrung nehmen.“

Ich blieb wie erstarrt, keines Wortes mächtig, in meiner zusammengekauerten Stellung; der Schreck hatte alle meine Glieder gelähmt, und ich sah regungslos zu, wie die Kerle sich darüber machten, unser Eigentum zu teilen.

Ein silbernes Geräth, eine Geldrolle, ein Schmuckstück um das andere war schon in die leinenen Brotbeutel gewandert, die sie an der Seite trugen, als meine Mutter und meine beiden Schwestern in die Kammer traten. Ein einziger Blick zeigte ihnen, um was es sich handelte, und laut weinend sanken sie vor den Franzosen in die Kniee und flehten, uns doch nicht alles zu nehmen.

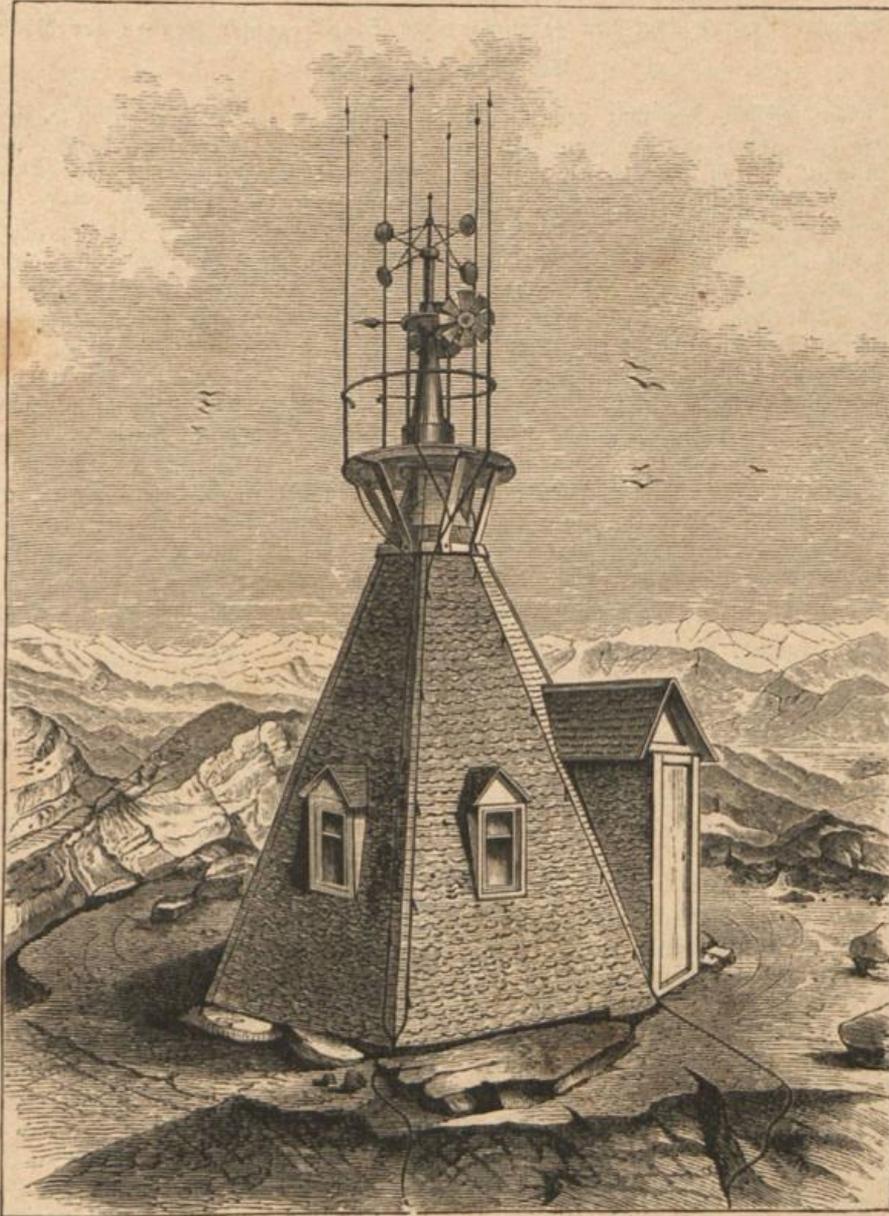
Doch hier war nichts von der berühmten französischen Galanterie gegen die Damen zu spüren; die Banditen teilten ruhig weiter.

Der eine hielt einen einfachen Ring in der Hand und schien eben zu überlegen, was er als Äquivalent dafür seinem Kameraden überlassen sollte.

„O laßt mir wenigstens diesen Ring,“ bat meine achtzehnjährige Schwester Luise, die etwas französisch sprechen konnte, „er hat für euch nur geringen, für mich aber unendlichen Wert, er ist mein einziges Andenken an eine verstorbene, liebe Freundin!“

Der Franzose blickte auf, der Ring war wirklich kaum zwei Taler wer. „Hier, mein schönes Fräulein,“ sagte er mit einem widrigen Lächeln, Luise den Ring überreichend. „Doch halt,“ fuhr er fort, als diese den Reif dankend in ihre Tasche gesteckt hatte, „ganz umsonst überlasse ich Ihnen den Ring nicht; geben Sie mir wenigstens einen Kuß dafür,“ und streckte mit einem Blick, der mir das Blut in den Adern kochen machte, seinen Arm nach dem Mädchen aus.

„Nie, nie!“ rief meine Schwester zurückweichend, „lieber gebe ich den Ring zurück.“



Die meteorologische Beobachtungsstation auf dem Säntis in der Schweiz: Das Anemometer.

„Keineswegs, mein Kind,“ spötelte der Franzose, „der Handel ist einmal geschlossen, und ich verlange mein Recht!“ Dabei bog er sich vor und hatte mit raschem Griff Luise um die Taille gefaßt. Doch als er sein schmutziges, gelbliches, von einem struppigen Barte umrahmtes Gesicht dem Luise's näherte, stieß sie ihn mit Aufbietung ihrer ganzen Kraft vor die Brust, daß er einen Schritt rücktaumelte; dabei trat er auf ein Knochenstück von dem zerfallenen Gerippe, der Knochen rollte, und der Franzose stürzte seiner ganzen Länge nach rücklings zu Boden, mit dem Kopfe hart auf die Dielen aufschlagend.

„Mille tonnes!“ fluchte er, sich mühsam wieder erhebend. „Wer hätte das von der kleinen Skanaille gedacht. Aber warte nur, mein Täubchen, du sollst mich dafür entschädigen, jetzt bin ich nicht mehr mit einem Kuß zufrieden!“

Luise hatte durch den heftigen Stoß beinahe selbst das

Gleichgewicht verloren, und ehe sie entfliehen konnte, hatte er sie von neuem gepackt und bemühte sich jetzt, das sich vergeblich sträubende Mädchen nach der gegenüberliegenden Stube zu drängen.

Eine namenlose Wut ergriff mich, und alles vergessend, stürzte ich auf den Franzosen, ihn von Luise's loßbrechend und gegen die Wand schleudernd. Im nächsten Augenblick aber schmetterte mich ein Kolbenschlag nieder, und in halber Betäubung blieb ich auf den Dielen liegen; ich sah und hörte wohl wie durch einen Schleier alles, was um mich vorging, konnte aber kein Glied bewegen. Ich sah, wie der Franzose sich Luise's wieder bemächtigte und meine jüngere Schwester

Ganzen roh zurückstieß, während meine Mutter sich über mich warf und das Blut zu stillen suchte, welches mir über die Stirne floß.

Mein Vater hatte das Schreien der Frauen in der Offizin gehört und kam die Treppe heraufgestürzt; aber kaum hatte er die Kammer betreten, da drückte ihn der andere Franzose in eine Ecke und setzte ihm die Spitze seines Bajonetes auf die

Brust, mit der Drohung, sofort zuzustoßen, wenn mein Vater sich zu rühren wage. — Es war eine entsetzliche Lage; meine Schwester in den Händen des Buben, unser Vermögen geraubt, und ich mußte das alles ruhig mit ansehen. Ich versuchte die Augen zu schließen, um das Schreckliche nicht mehr schauen zu müssen, aber auch das gelang mir nicht, ich hatte völlig die Herrschaft über meine Nerven verloren. (Schluß folgt.)

Das Innere der Erde.

Eine Auseinandersetzung über den gegenwärtigen Stand einiger Fragen der Wissenschaft.

Von Bruno Geiser.

„Das würde grade solche kolossale Ignoranz zeigen, als wenn jemand bestritte, daß das Innere des Erdkörpers sich in feuerflüssigem Zustande befindet“, — so hörte ich vor wenigen Jahren einen, wie seine Freunde versicherten, hochgebildeten Mann, einen Juristen seines Zeichens, sprechen.

Der Jurist stritt sich mit einem katholischen Theologen über die Schöpfung der Welt; und er war offenbar fest überzeugt, mit dem wiedergegebenen Satze einen nicht zu überstehenden Trumpf ausgespielt zu haben wider die Zweifel des Theologen an der Vertrauenswürdigkeit der mit juristischer Spitzfindigkeit und Meinungsdreistigkeit ausgespielten „wissenschaftlichen“ Gründe.

Er hatte sich nicht getäuscht, — der Theologe wurde ziemlich kleinlaut und wagte zwar noch, es in Frage zu ziehen, ob die Darstellung der Welterschöpfung oder richtiger Planetenentstehungsgeschichte, wie sie der Jurist gegeben, wirklich ganz so zweifellos sei, als die „Tatsache“ der Feuerflüssigkeit des Erdinnern, riskierte aber wohlweislich nicht gegen diese letztere modern-wissenschaftliche Anschauung selbst den leisesten Zweifel geltend zu machen.

Wohlweislich! sage ich mit Bedacht, denn die Meinung, daß das Erdinnere feuerflüssig sei, steht für alle die, welche als Moderngebildete anerkannt sein wollen, durchaus fest, sie ist keine mehr oder minder beweisunterstützte Hypothese, nein, sie wird als Dogma angesehen, ausgesprochen und verbreitet.

Ja, aber die moderne Wissenschaft kennt doch keine Dogmen! werden mir manche der freundlichen Leser, zur Vorsicht mahnend, zuzurufen geneigt sein.

Und sie haben ganz recht: die moderne Wissenschaft kennt keine Dogmen, sie darf keine in ihrem Machtbereiche dulden, denn das Dogma enthält einen feststehenden Lehrsatz, der geglaubt werden muß, indes die moderne Wissenschaft sich eben dadurch vor der Religion und der Scholastik auszeichnet, daß sie sich und alles, was sie umfaßt, als ein mit der Erweiterung der menschlichen Erkenntnis und der Schärfung und der Entwicklung des menschlichen Verstandes selbst nicht nur Erweitertes, sondern auch Fortschreitendes, Sichentwickelndes, bis zu einer gewissen, nicht abzusehenden Höhe geistig Erhebendes gibt.

Also die moderne Wissenschaft nicht, dagegen von den modernen Gelehrten gar manche und von den Gebildeten unserer Tage weitaus die meisten halten an Dogmen fest, klammern sich an diesen oder jenen Satz unserer Wissenschaften an, insbesondere unserer Naturwissenschaften, wie an unzerstörbare, unübertrefflich-vollendete, felsfest gegründete Säulen menschlicher Erkenntnis!

Um diese Behauptung zu beweisen, darf nur an das erinnert werden, was die gebildete Welt unter dem Darwinismus zu verstehen, oder richtiger nicht zu verstehen pflegt.

Wage 'mal Einer in „gebildeter“ Gesellschaft Zweifel zu äußern an irgend etwas, was als darwinistische Wissenschaft auftritt! Er wird unfehlbar wie ein Bötter behandelt werden, wie ein Mensch, dessen Gedankengang zu folgen, dessen Gründe zu hören, für einen wahrhaft naturwissenschaftlich Erleuchteten unverantwortliche Torheit wäre, — mit dem zu diskutieren genau so unfruchtbar wäre, wie wenn sich ein hochzivilisierter Europäer mit einem Hottentotten in eine akademische Unterhaltung über Spektralanalyse einlassen möchte.

Und man würde sicher selbst dann auf vornehmeres Nachzuden stoßen, wenn man den Buchstabengläubigen des Darwinismus auseinandersetzen wollte, daß dieser bestenfalls doch nichts anderes sein kann, als eine Stufe unserer Erkenntnis, die zweifelsohne von anderen Erkenntnistufen, auf welche sich die Wissenschaft der Zukunft schwingen wird, überragt werden muß, ganz abgesehen davon, daß der mit vollem Recht sogenannte Darwinismus, nämlich die Selektionstheorie, d. i. die Hypothese der natürlichen Zuchtwahl auch von den hervorragendsten Darwinianern nur als Hypothese erklärt wird, als ein mit gutem Zug geistreich und scharfsinnig genannter Erklärungsversuch für die Entstehung der Arten der Lebewesen, und im Grunde nicht mehr ist als einer der Schlüssel zu einem mit vielen grundverschiedenen Schlössern verwahrten Gebäude.

Der Darwinismus ist nicht das einzige Dogma des modernen Bildungsphilisters. Der „Materialismus“ ist ein anderes, der „Ateismus“ ein drittes.

Wenn es darauf ankäme, könnte ich, ohne lange nachzudenken, etliche Duzend solcher Dogmen aufzählen, jedenfalls ertledlich mehr, als der köhlergläubigste Christ als unumstößliche Grundsätze seiner Religion in seinem dürftig möblierten Hinakasten durch die Gedankenwüste seines Daseins schleppt.

„Heiliger Bächner, dieser Mensch da ist weder Materialist noch Ateist, — kreuzigt ihn, Gefinnungsgenossen des Radikalismus und Nihilismus, steinigt den Verräter!“

Schrecklich aber wahr: weder Materialist noch Ateist!
„Er ist geständig, — also Teist und Idealist, Spiritualist, Spiritist, Anhänger, Sklave des Bestehenden, des Vergangenen, der Geistesnacht, ein verkappter Feind der Zukunft und des Lichts, — — schauderhaft, — laßt ihn nicht mehr zu Worte kommen, er verführt uns das Volk, knebel her, daß wir ihm den Mund stopfen, während wir mit ihm kurzen Prozeß machen — —“

Gemach, ihr Herren, ihr, die ihr euch fühlt und anerkannt wissen wollt als berufene Vertreter vorurteilsloser Gerechtigkeit werdet doch nicht verurteilen ohne den Beschuldigten zu hören, werdet doch nicht morden, anstatt zu richten!?

Ja noch mehr: ihr, die ihr nur Dank der aus dem Boden des modernen Kulturfortschritts erwachsenen Toleranz der Vertreter des Bestehenden, der Anhänger des Vergangenen neue, wie ihr selbst meint, grundstürzend radikale Gedanken laut aussprechen dürft, — ihr werdet doch nicht jetzt die rohste, blutigste Intoleranz zur Schutzwehr eurer zukunftsicheren, siegesmächtigen Welt- und Lebensanschauung machen wollen?

Nun — und wenn ihr wolltet, hier, wo diese Zeilen ans Licht der Öffentlichkeit treten, herrscht unbeschnittene, absolute Meinungsfreiheit, hier darf jeder, sei er, wer er mag, sprechen frei von Herz und Hirne weg, und hier wird nur eines nicht geduldet: die Unduldsamkeit.

Und da mich nun die Einleitung zu meinem Thema zufällig auf Materialismus und Ateismus geführt hat, so will ich darüber klipp und klar meine Meinung sagen, um dann das von meinem Thema speziell berührte Bildungsdogma ein wenig näher zu beleuchten.

Der volksbekannteste Prophet des Materialismus ist Ludwig

Büchner, der Verfasser des in Palast und Hütte gelesenen, auf allen Kanzeln und Katedern wieder und immer wieder genannten, in die Hölle verdamnten oder in alle Himmel erhobenen Werkes „Kraft und Stoff“.

Dieses weltberühmte Buch liegt seit vorigem Jahre der Welt in fünfzehnter, „vollständig umgearbeiteter“ Auflage vor und enthält über Materialisten und Materialismus einen sehr interessanten Abschnitt.

Es heißt dort:

„Die Materialisten — obgleich diese seit dem Erscheinen dieser Schrift gewissermaßen landläufig gewordene und bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit an den Haaren herbeigezogene Bezeichnung gar nicht oder sehr schlecht auf die Verfechter jener Lehre paßt, welche Stoff, Kraft und Geist nicht als etwas Getrenntes, sondern nur als verschiedene Seiten oder verschiedene Ausdrucks- oder Erscheinungsweisen desselben Ur- oder Grundprinzips betrachtet — werden von ihren zahllosen Gegnern mit einer großen Menge von Beschuldigungen oder Anschuldigungen überhäuft, unter welchen der Vorwurf der (geistigen oder moralischen) Roheit eine Hauptrolle spielt. Sie können sich darüber mit dem Beispiel des großen griechischen Philosophen Anaxagoras trösten, welcher mit einer für seine Zeit wunderbaren Naturkenntnis oder Voraussicht die Sonne nicht für einen Gott, sondern für einen feurigen Klumpen, für eine glühende Steinmasse erklärt hatte und Athen deshalb verlassen mußte. Sein großer Zeitgenosse, der spiritualistische Philosoph Sokrates, nannte ihn dieser Theorien halber einen „rohen Menschen“ — eine Bezeichnung, welche, wenn begründet, heutzutage auf die ganze gebildete Menschheit angewandt werden müßte.

„Uebrigens muß der ganze, immer noch fortgeführte Streit zwischen Materialismus und Spiritualismus, noch mehr aber derjenige zwischen Materialismus und Idealismus demjenigen als sinnlos und grundlos erscheinen, der einmal zu der Erkenntnis der Unhaltbarkeit der dabei immer zugrunde liegenden dualistischen Vorstellungen durchgedrungen ist. Alle bisherigen philosophischen Systeme sind fast ohne Ausnahme mehr oder weniger dualistisch gewesen, d. h. sie haben eine bestimmte Trennung gemacht zwischen Stoff und Kraft, Materie und Form, Sein und Werden, Bewegung und Bewegung, Natur und Geist, Welt und Gott, Leib und Seele, Erde und Himmel, Tod und Leben, Zeit und Ewigkeit, Endlichem und Unendlichem und haben alle diese Dinge oder Begriffe mehr oder weniger einander gegenübergestellt oder als Gegensätze behandelt — während die Wissenschaft der Neuzeit gezeigt hat, daß jene Gegensätzlichkeit nicht besteht, und daß die Trennung nur in Gedanken angenommen werden kann. Es gibt keinen Stoff ohne Kraft, aber auch keine Kraft ohne Stoff; keinen Geist ohne Materie, aber auch keine Materie ohne Geist; keine Natur ohne Ordnung, aber auch keine Ordnung ohne Natur; keine Erde ohne Himmel, aber auch keinen Himmel ohne Erde. Es gibt keine Zeit ohne Ewigkeit, aber auch keine Ewigkeit ohne Zeit. Es gibt kein Endliches ohne Unendliches, aber auch kein Unendliches ohne Endliches.

Natur ist weder Kern noch Schale,

Alles ist sie mit einemmale.

(Goethe.)

Die Wissenschaft ist weder idealistisch oder spiritualistisch, noch materialistisch, sondern einfach natürlich; sie sucht überall Tatsachen und deren vernünftigen Zusammenhang zu erkennen, ohne dabei von vorher in einem bestimmten System in dieser oder jener Richtung zu huldigen. Systeme können überhaupt nie die ganze, sondern immer nur die halbe Wahrheit enthalten und stecken der Forschung gewisse feststehende Ziele, welche diese in ihrem unauhaltbaren Voranschreiten jeden Augenblick zu überschreiten genötigt ist oder genötigt sein kann. Die Wissenschaft sollte weder Neigungen noch Ueberzeugungen besitzen; sagt Goethe, „Wahrheit sei ihr einziges Ziel.“*)

Und über das Prinzip des Materialismus sagt ein

anderer Philosoph, der darum nicht weniger Sachmann und Sachverständiger ist, weil er sich, etwas seltsam, gerne als Bohrer bezeichnet, nämlich Diezgen:

„Darin ist das materialische Prinzip unzureichend, daß es den Unterschied zwischen dem Besonderen und Allgemeinen nicht anerkennt, das Individuelle dem Allgemeinen gleichstellt. Es will die quantitative Ueberlegenheit, die übersichtliche Genialität des Geistes über die körperliche Sinnwelt nicht zugestehen. Der Idealismus andererseits vergißt über dem quantitativen Unterschied die qualitative Einheit. Er ist überschwenglich, macht die relative Trennung zu einer absoluten.

„Der Widerspruch beider Parteien dreht sich um das mißverständene Verhältnis unserer Vernunft zu ihrem gegebenen Objekt oder Material. Der Idealist sieht die Quelle der Erkenntnis in der Vernunft allein, der Materialist in der sinnlich gegebenen Welt. Zur Vermittlung des Widerspruchs bedarf es nur der Einsicht in die gegenseitige Bedingung dieser beiden Erkenntnisquellen. Der Idealismus sieht nur die Verschiedenheit, der Materialismus nur die Einheit von Körper und Geist, Erscheinung und Wesen, Inhalt und Form, Stoff und Kraft, Sinnlichem und Sittlichem — alles Unterschiede, welche in dem einen Unterschied des Besonderen und Allgemeinen ihre gemeinschaftliche Gattung finden.“)

Und so klar und scharf wie überhaupt möglich, durchaus den Nagel auf den Kopf treffend, tut den Streit zwischen Materialismus und Idealismus und damit Materialismus und Idealismus selbst ab, Johann Jacoby in folgendem:**)

„Kann nach alledem über den wahren Wert des Materialismus und Idealismus noch ein Zweifel stattfinden? Der Materialist läßt nur den Körper (das Ding), der Idealist nur den Geist (das Ich) gelten; jener hält das Materielle für die allein wirkliche Welt, das Ideelle für bloße Erscheinungsform, Aeußerung oder Eigenschaft der Materie; dieser dagegen legt eine wirkliche Existenz nur allein dem Ideellen bei, setzt das Materielle zu einer bloß eingebildeten Vorstellung, zu einer bloßen Traum- und Schattenvelt herab. Beide sind in gleicher Weise Ontologen; sie operiren mit abgezogenen Begriffen, ohne sich über die genetische Entstehung, über die vage und dehnbare Natur derselben Rechenschaft abzulegen; leere Worte und eingebildete Vorstellungen dienen ihnen als Dinge und Tatsachen; sie haben daher ein leichtes Spiel, aber keinerlei Frucht und Gewinn dabei. Materialist und Idealist betrachten ein und dieselbe Sache, aber jeder von einer andern Seite, und zwar jeder immer nur von seiner Seite, so daß er einzig und allein die ihm gegenüberliegende Seite der Sache gewahr werden kann. Notwendig müssen sie daher uneins sein, und der Streit zwischen ihnen kann nie enden. Jeder hat von seinem Standpunkt aus Recht, und jeder hat zugleich — vom Standpunkt des andern aus, also auch in den Augen des andern — Unrecht. Versöhnen könnten sie sich nur dann, wenn sie den Standpunkt wechselten und nach einander die Sache von beiden Seiten — und zwar mit gleich gewissenhafter Aufmerksamkeit — betrachteten, d. h. mit andern Worten — wenn sie aufhörten, Materialist und Idealist zu sein. Nicht die betrachtete Sache ist die Schuld an der „absoluten Unverträglichkeit“ des Materialismus und Idealismus, sondern die beiden gemeinsame — Einseitigkeit der Betrachtungsweise. —

„Das bisherige bezieht sich auf den konsequenten, entschiedenen Materialismus und Idealismus. Wir müssen aber hierbei eingedenk bleiben, daß selbst der konsequenteste und entschiedenste Anhänger des einen wie des andern Systems nicht imstande ist, in seinem Denken Körper und Geist vollkommen zu trennen, d. h. die wirkliche Einheit des betrachteten Gegenstandes auch nur momentan begrifflich aufzuheben, oder mittelst Abstraktion vollständig zu entzweien. Streng genommen, ist es ihm unmöglich, die Sache einzig und allein von der einen

*) Diezgen, Wesen der menschlichen Kopfarbeit, S. 79 u. 80.

**) Jacoby, Materialismus und Idealismus, in der Zeitschrift „Die Wage“, 1876, Nr. 35, S. 548 ff.

Seite zu betrachten mit völligem Ausschluß der andern Seite; trotz seines Bemühens, davon abzusehen, wird dennoch stets auch diese andere Seite ihr Recht geltend machen und wider seinen Willen sich ihm aufdrängen. Nur deshalb, weil er den eigenen Denkprozeß nicht nach Gebühr prüft, entgeht ihm der Einfluß, der von der andern Seite her auf ihn ausgeübt wird, — nur deshalb, weil er sich dieser Einwirkung nicht bewußt ist, gibt er sich der Selbsttäuschung hin, zu glauben, er habe die beabsichtigte Abstraktion und mithin auch die begriffliche Scheidung vollständig ausgeführt. — Man sieht also, daß — im strengsten Wortsinne genommen — es eigentlich einen konsequenten, entschiedenen Materialismus und Idealismus gar nicht geben kann. Es handelt sich nicht um ein starres Entweder-oder, sondern immer nur um ein Mehr oder Minder, — nämlich darum, ob die eine oder die andere Seite des betrachteten Gegenstandes, ob die sogenannten körperlichen oder die sogenannten geistigen Erscheinungen mehr unser Augenmerk auf sich ziehen und daher mehr und stärker in unser Bewußtsein treten. Die Bezeichnungen Materialismus und Idealismus sind demzufolge äußerst schwankend und vieldeutig, und zwar in demselben Maße schwankend, als es verschiedene Abstufungen in der Stärke unserer Aufmerksamkeit und in der Deutlichkeit unseres Bewußtseins gibt. Daß durch diese Vieldeutigkeit der erwähnten Ausdrücke mannichfaches Mißverständnis, endlose Verwirrung und unnützer Streit entsteht, ist sehr natürlich; ingleicherweise leuchtet nunmehr ein, weshalb (wie Fichte richtig bemerkt) die Wahl des einen oder des andern Systems lediglich davon abhängt, was für ein Mensch der Wählende ist, — ob derselbe sich nämlich — seiner Charaktereigentümlichkeit und seinem Bildungsgrade nach — mehr den sog. geistigen oder den sog. materiellen Tatsachen zuwendet, auf diese oder auf jene ein größeres Gewicht legt. Im Leben wie in der Wissenschaft begegnen uns überall dergleichen mehr oder minder entschiedene, mehr oder minder konsequente Spielarten materialistischer und idealistischer Auffassung. Der wahre, sich klar bewußte Denker hingegen wird die Einseitigkeit beider Auffassungen durchschauen und daher weder ausschließlich dem Materialismus noch ausschließlich dem Idealismus huldigen; er wird lediglich die unteilbare Einheit des betrachteten Gegenstandes festhaltend und selbst bei der minutösesten Detailforschung nie ganz aus den Augen lassend — die spekulative Trennung in Materie und Geist für das erkennen, was sie wirklich ist, für bloße Illusion und Selbsttäuschung; er wird demnach den ganzen Streit zwischen Materialismus und Idealismus als einen leeren Wortstreit von sich abweisen.“

Den Ausführungen Jakobys habe ich an dieser Stelle wenig hinzuzufügen. Nur kurz will ich auf den idealen Zusammenhang hindeuten, welcher den Materialismus mit dem Liberalismus verknüpft: Der Liberalismus ist die Politik, der Materialismus die Philosophie unserer grob materiell gefinnten Bourgeoisie.

Und so kann denn wahrer Freisinnigkeit und konsequentem, vorurteilsfreien, furchtlosen Denken der eine so wenig wie der andere genügen, muß der eine so sehr wie der andere als Ausfluß und Beweis geistiger Beschränktheit erscheinen.

Was wird nun aber der Inhalt einer Philosophie sein müssen, welche sich von der materialistischen wie von der idealistischen Beschränktheit gleich frei hält, wird man fragen.

Nun, die Antwort gibt eigentlich schon die Kritik der beiden philosophischen Anschauungsweisen: diese gleich hoch über beiden stehende, allein der Höhe unserer wissenschaftlichen Errungenschaften entsprechende Philosophie wird die materielle wie die ideelle Seite der Erscheinungen in gleicher Weise zu berücksichtigen, die Art, wie das materielle mit dem ideellen Moment zusammenhängt, beziehentlich wie sich das eine vom anderen unterscheidet, wie das eine und das andere wirksam ist, wie weit diese Wirksamkeit reicht und wodurch sie bedingt wird, zu untersuchen haben, und zwar mit all den Mitteln, welche alle Wissenschaften, insbesondere die Naturwissenschaften, solchen Untersuchungen in immer reicherm Maße in die Hand geben.

Damit ist freilich keine neue Aufgabe für die Philosophie formuliert; im Gegenteil: es ist das die alte, aber ewig junge Aufgabe, jedoch gereinigt von den Schlacken, womit sie die philosophischen Systeme, gleichviel welchen Namens, umgeben haben.

Dieser letzteren Tage sind — dem Genius der Kulturmenschen sei Dank! gegenwärtig wohl vorüber.

Nicht die Philosophie ist mit dem Hegelschen absoluten Idealismus zu Grabe getragen worden, — wie vorzugsweise ehemalige Hegelianer, — das Kind mit dem Bade ausschüttend — behauptet haben, — sondern die philosophischen Systeme sind unmöglich geworden, als das raffinirteste, das je ausgeklügelt worden ist, elend in Scherben ging.

Indes der Materialismus eine besondere Art philosophischer Beschränktheit darstellt, ist der Ateismus der Inbegriff totaler Gedankenlosigkeit.

Während jener die Philosophie der Bourgeoisie ist, soweit bei derselben von Philosophie die Rede ist, kann dieser nicht besser, wie etwa als die Religion der Weinreisenden gewürdigt werden und nebenbei sehr vieler anderer Leute, welche das Bedürfnis fühlen, ungeheuer gebildet und freisinnig zu erscheinen, aber zu gewissenhaftem Studium und ernstem Nachdenken entweder nicht die Zeit oder nicht die Lust oder endlich nicht die Fähigkeit haben.

So ist denn auch der geistige Inhalt des Ateismus total erschöpft, wenn man ihn in die seinem Wesen in jeder Beziehung entsprechende, geschmackvolle Phrase: „Gott ist nich“ übersezt.

Unter einer Fahne, welche diese Devise zeigt, könnten sich Papuas mit berliner Universitätsprofessoren, dümmste Buddhisten mit den geistreichsten Panteisten und Materialisten brüderlich zusammenscharen.

Unglücklicherweise ist der Ateismus, wie er sich nun einmal historisch entwickelt hat und philosophisch zu geben vermag, so stupid, daß er selbst auf die Frage: Welcher Gott ist nich? eine einigermaßen befriedigende Antwort schuldig bleibt.

Den alten Griechen gegenüber, welche an der Vielheit ihrer Volksgötter festhielten, waren Anaxagoras und Sokrates, welche nicht die Gottheit, sondern die Götter leugneten, Ateisten; ebenso wie die Leugner der heiligen Dreieinigkeit, wenn sie auch noch so fest an Gott Vater glaubten, für strenggläubige Christen mit Recht als Ateisten, Gottlose, erschienen.

Ob der Mann, der ihm huldigt, bloß das Vorhandensein oder die Möglichkeit eines Beweises für die Existenz eines Gottes leugnet, oder ob er sich einbildet, Beweise erbringen zu können gegen das Sein Gottes, verrät der Ateismus nicht, — Ateist ist dieser wie jener.

Bestreitet ein Ateist, daß es einen Gott gebe, wie ihn sich die christliche Religion vorstellt, einen außer- und überweltlichen, unumschränkten Schöpfer und Beherrscher der Welt und ihrer Naturgesetze u. s. w., so sichts er für eine Sache, über welche die Akten wissenschaftlicher Diskussion längst geschlossen sind, worüber heutzutage unter wissenschaftlich gebildeten, christlichen Menschen kein Wort des Meinungszwistes mehr erhoben wird; kämpft dagegen ein Ateist wider den Gedanken einer Durchgeistigung oder Allbeseelung der gesammten Weltmaterie, so urteilt er vorlaut und naseweis wie ein Schulbub über eine Frage ab, über welche die Akten der wissenschaftlichen Untersuchung eben erst von neuem eröffnet worden sind, sicher nicht, um in unserem Jahrtausend, vielleicht um für uns Menschen nie geschlossen zu werden.

Und wenn dem auch nicht so wäre, wenn der Ateismus irgend eine klare Behauptung von wissenschaftlicher Bedeutung gäbe, so wäre er doch noch keinen Schuß Pulver wert wegen der Form, in welche er diese Behauptung kleidet — der Form der Negation.

Eine Lehre, die nur begreiflich macht, daß etwas nicht ist, sei es nun ein Gott oder ein Prophet, ein Himmelreich oder ein Erdbeil, den man zu entdecken ausgezogen ist, wird in dem Augenblicke für den forschenden Menschengeist schon wertlos, in welchem sie sich als wahr erweist:

„Das und das ist, nicht — gut! — Was aber ist?“
Man kann sich den Ateismus als Portier und Stiefelpuzer an der Pforte des Vorhofs vom Tempel unserer Wissenschaften gefallen lassen, — über diese Pforte herein darf aber solch ein hohler Gefelle nie und nimmer.

Wer nichts, gar nichts weiter ist, als Ateist, ist ein amens, — ein Narr; wer kein Narr ist und sich dennoch mit seinem

Ateismus brüstet, nun der vergrabe sich etliche Jahre tief, recht tief in die Bücher, wo sie am dicksten sind, — in Philosophie und Naturwissenschaften, in Anthropologie und Kosmologie, damit er dereinst, wenn er wieder nach seiner Weltanschauung gefragt werden sollte, eine bessere Antwort zu geben vermag, als das Üde: Is nich!

(Fortsetzung folgt.)

Proben deutscher Volkspoesie der Gegenwart.

Die Pascher.

Rabenschwarze, finstre Nacht!
Hör' den Sturm vom Berge droben
Wild ins Tal herniederloben, —
Wie es in den Forsten kracht!
Ist ist's Zeit! Kein Grünrock wach!
Laßt uns schnell die Ballen teilen,
Hurtig durch die Wälder eilen,
Daß, bevor der Tag erwacht,
Unser Arbeit sei vollbracht!

Wenn Gefahr auch nicht dabei,
Ist doch Vorsicht nie zum Schaden!
Behmt die Büchsen drum, geladen,
Auch für Pulver sorgt und Blei!
Ob man auch gesichert sei
Doch so sehr vor Heberfällen
Tüdtisch-tychischer Gesellen,
Erst am Ziele sind wir frei
Vor der Schergen Spürerei!

Und es geht hinab, hinauf
Heber Berge, durch die Tale,
Bei des Mond's zerrißnem Strahle
Schweigend, keuchend zieht der Hauf.
Und sie sind im raschen Lauf
An der Grenze bald vorüber,
Nur noch schnell ins Tal hinüber
Und gesichert ist der Hauf;
Jeder atmet freudig auf.

Und so geht's seit grauer Zeit!
Mancher weckerharte Alte,
Mancher Jüngling fand im Walde
Tah den Tod in blut'gem Streit,
Wenn die Grenzwacht lag bereit.
Doch die Sturmerproben, kecken
Pascher kann Gefahr nicht schrecken,
Sie sind vor der Furcht geseit,
Sterben ohne Laut und Leid.

Nicht der Hebermut, nur Hof
Treibt den Armen, kühn zu wagen
Leib und Leben ohne Fagen,
Denn das eiserne Gebot:
„Schaffe deinen Kindern Brot!“
Führt ihn auf des Anrechts Wegen,
Treibt ihn dem Gesetz entgegen,
Ob es auch mit Strafen droht;
Er braucht Nahrung, sonst — den Tod.

Sinus Jungmann.

Das deutsche Lied in Nordamerika.

Daß die deutsche Instrumentalmusik sich die Welt erobert hat, ist bekannt, wie aber auch das deutsche Lied in der neuen Welt sich eine tonangebende Stellung errungen hat, geht in höchst amüsanten Weise aus einem Briefe hervor, den Dr. Hagen, Professor an dem Cambridge College zu Boston, an Felix Dahn in Königsberg gerichtet hat und der ausführlich einer neuen Auflage des Reichskommersbuches auf die Umwandlung von deutschen Studentenliedern in amerikanische Volkslieder hinweist. Das bemooste Haupt schreibt:

„Ist wenn ich durch die Straßen ging, hörte ich in den Studentenzimmern singen. Wohlbekannte deutsche Lieder mit anderem Text. Keiner hatte eine Idee, woher das Lied stamme. Sonntags Abend ging ich mit meiner Frau an der Episcopal High Church, die im Turm ein Glodenpiel hat, das wie ein Klavier mit langen Striden gespielt wird, vorbei. Wir blieben stehen, die Hymne zu hören. Es war: Freut Euch des Lebens. Ein anderes Lied als Hymne hörte ich in Buffalo. In einer Baptistenkirche hier wird als Hymne Die Nacht am Rhein' gesungen, ohne daß den Leuten bekannt ist, wo das Lied herkommt. Eine andere Hymne ist: Im tiefen Keller siz' ich hier. Der Landesvater' ist auch als Hymne arrangirt. Eine Kantate Esther von Barnab, einem Amerikaner, ist fast nur aus Studentenlieder zusammengesetzt. Auf einem Dampfsboote hörten wir singen: O Dannebohm etc. Als ich mich über das alte deutsche Lied freute, wurden die Leute empfindlich und belehrten mich, daß es: Oh Maryland, oh Maryland' sei, ein Kriegsmarsch der südlichen Rebellen. Das Nationallied Amerika' ist Heil dir im Siegestranz. Professor Lane fragte mich um einen passenden Stoff für ein Lied zu einem Studentenfest oder vielmehr Philisterfest. Ich gab ihm Den schwarzen Walfisch' nebst Melodie. Er hatte es gut überlegt und schob den Vogel ab. Nach einigen Jahren sah ich im Buchladen das Lied gedruckt mit Text ohne den Ursprung angab. Er hatte es als echt amerikanisch verlegt. Zu ähnlichem Zwecke und mit gleichem Erfolg hatte ich einem Studenten Grad' aus dem Wirtshaus' beigebracht.“

Dr. Hagen teilt hier nichts neues in bezug auf die Verpflanzung deutscher resp. europäischer Melodien auf amerikanischen Boden mit. Hat doch auch eine solche Annexion hinsichtlich des Yankee Doodles stattgefunden. Derselbe ist bekanntlich das Volkslied der Amerikaner. Die Melodie desselben soll von einem Dr. Schadburg komponirt

worden sein, der im Jahre 1755, als die Truppen der nördlichen Kolonien nach Albany zum Angriff auf die französischen Posten von Niagara und Frontenac marschirten, dem britischen Heere zugeteilt war. Die Kleidung dieser Rekruten stand in sonderbarem Gegensatz zu der gewöhnlichen Ausstattung der englischen Soldaten und die Musik, nach welcher sie marschirten, war ebenso veraltet und „outtrirt“ wie ihre Uniformen. Schadburg, der einige musikalische Kenntnisse besaß, komponirte eine Melodie für die jungen Krieger und sagte ihnen, sie sei eine der berühmtesten im britischen Heere. Zur großen Belustigung der Briten nahmen die Provinzialen das Geschenk an und Yankee-Doodle wurde bei ihnen sehr beliebt. Die Melodie ist indes kein ursprüngliches Werk Schadburgs, es finden sich vielmehr Spuren derselben in England schon zur Zeit Karl I. Während der Regierung seines Sohnes finden wir ein Altkompagnement zu einem Liebchen auf eine damalige bekannte Dame leichter Tugend, das sich als Ammenlied fortgeerbt hat:

„Lucy Lockett loss her pocket,
Kitty Fisher found it;
Nothing in it, nothing in it,
But the hinding round it.“

Etwas später tritt zum erstenmal der furchtbare Mann Yankee-Doodle auf. Er scheint selbst auf dieser frühen Stufe seiner Laufbahn seinen charakteristischen Zug, allen möglichen Vorteil aus sich selbst zu ziehen, gezeigt zu haben:

„Yankee-Doodle came to town,
Upon a kentish pony;
He stuck a feather in his hat
And called him Macaroni.“

Es ist indes viel wahrscheinlicher, daß der Yankee-Doodle aus Holland stammt. Ein unter den Arbeitern, welche zur Erntezeit aus Deutschland nach den Niederlanden wandern, wo sie für ihre Arbeit so viel Buttermilch, als sie trinken können und einen Zehnten des durch sie eingeheimsten Getreides erhalten, übliches Lied lautet:

„Yankee didel, doodel down,
Didel, doodel lanter,
Yankee viver, voover, vown
Botermilk an Tanther.“

Dr. A. Berg haus (in der „Europa“).

Unsere Illustrationen.

Fahrender Musikant. (S. 321.) „Sie glauben gar nicht, wie angenehm es ist, einer Menge Menschen Dinge vorzusagen, die man selbst nicht glaubt, die aber von ihnen geglaubt und mit offenem Munde angehört werden“, hat einmal ein Missionär gesagt, und wie mancher Muten-träger denkt wie jener Missionär. Es liegt ein eigener Reiz in jener Sorte von Lügen, die man in Deutschland Ausschneiderei oder Münchhausen, in Frankreich Gasconnade nennt. Der Ausschneider weidet sich an den buntschillernden Blasen seiner Phantasie wie an dem Effekt, den er auf die Zuhörer macht und der Bewunderung, welche diese ihm zollen, der so merkwürdige Dinge erlebt, beziehungsweise so erstaunliche Taten vollbracht hat. Gang zum Ausschneiden ist ganz besonders den Reisenden eigen (a beau mentir qui vient de loin, „Wer von ferne kommt, kann schön lügen“), denen das Außergewöhnliche, das sie wirklich gesehen haben, nicht genügt, weshalb sie der Phantasie lustig den Zügel schießen lassen, zuerst übertreiben und dann aus dem 7 lügen, zumal man ihnen nicht leicht das Gegenteil beweisen kann. Münchhausen finden sich schon in den ältesten Literaturwerken, und ich bin geneigt, die Wunder des alten und des neuen Testaments, worüber sich aufgestärkte Theologen zum Teil noch jetzt die Köpfe zerschlagen und sie bald rationalistisch, bald mythisch auffassen, ganz einfach als biblische Münchhausen zu bezeichnen. Wenige mögen wissen, daß auch der Talmud, welcher sonst eine überaus ernste und heilige Miene zur Schau trägt, seine Münchhausen enthält. Im Traktat Baba Batra (fol. 73 ff.) erzählt Raba bar Chanah u. a. folgende Seebenteuer. Als wir einmal auf dem Meere waren, sahen wir einen Vogel, der bis zu den Knöcheln im Wasser stand und mit dem Kopf in den Himmel ragte. Wir dachten, hier müsse das Wasser seicht sein und wollten an dieser Stelle baden. Da hörten wir eine Stimme, welche rief: Gehet nicht ins Wasser! Ein Zimmermann ließ an dieser Stelle seine Axt fallen und noch ist sie nicht auf dem Meeresboden angelangt. Ein andermal sah er einen Fisch, der so groß war, daß dessen Leichnam, als ihm das Meer auswarf, sechzig Städte zerstörte. Von dem Fleisch des Fisches nährten sich sechzig Städte und aus einer einzigen Augenhöhle flossen dreihundert Maß Del. Als die Reisenden nach einigen Jahren wieder in die Gegend kamen, baute man die zerstörten Städte aus den Knorpeln des Fisches wieder auf. Ein andermal sah er einen Fisch, der die Größe von sechzig Häusern hatte; derselbe wurde von einer Schlange verschlungen, diese wieder von einem Seefisch und dieser endlich von einem Vogel, der sich hierauf auf einen Baum setzte. Man kann sich denken, bemerkt hiezu der Erzähler, welche ungeheure Größe der Baum gehabt haben muß! Ein anderer Rabbi fügte hinzu: Wenn ich nicht selbst dabei gewesen wäre, ich würde es nicht geglaubt haben. Vielleicht sollten diese Ausschneidereien eine Satire auf jene „glaubensstarken“ Kreise sein, welche die unmöglichsten Dinge glaubten. Keinesfalls sind es moralische Allegorien, wozu sie leichte Kommentatoren stempeln wollen. — Der Typus aller humoristischen Ausschneider ist unser klassischer Münchhausen. Zu den besten Stücken gehören die Geschichten von dem schönen schwarzen Fuchs, den er so lange peitschte, bis er aus der Haut fuhr, so daß diese nicht verdorben wurde; von dem Windspiel, das sich die Beine so abgelaufen hatte, daß es nur noch als Dachsgebrauch werden konnte; von dem Wolf, der sich so lange in das Pferd hineinfräß, daß er an dessen Stelle im Geschirr steckte und den Reisenden in den ersten Gasthof Petersburgs kutschirte; von den festgefrorenen Tönen des Waldhorns, die hinter dem Dien plötzlich auftauchen sich hören ließen; von dem General mit dem silbernen Hirnschädel, der nie betrunken wurde, weil er von Zeit zu Zeit den Hirnschädel lästete und die Weindünste entweichen ließ; von dem Ueberrock, der von einem tollen Hund gebissen wurde und unvermutet in der Garderobe in Tobucht und Kalerei versiel; von dem langen Zopf, mit dessen Hilfe Münchhausen sich und sein Pferd aus dem Morast zog; endlich von jener Winternacht im hohen Norden, wo er seinen Gaul an einen Pfahl band, sich in seinen Mantel hüllte und einschlies, währendes Tauwetter eintrat und der Schnee schmolz, so daß Münchhausen, als er aufwachte, sein Pferd oben an der Kirchturmspitze hängen sah, die er für einen Zaunpfahl gehalten hatte. Er nahm sein Pistol, schoß den Halter entzwei, das Pferd kam herunter und Münchhausen ritt weiter. Noch im Tode konnte er seine Streiche nicht lassen. Das Volk rief: Es lebe Münchhausen! und der Tote richtete sich auf und rief: In Ewigkeit! und legte sich auf die andere Seite. — Eine unverdient in Vergessenheit geratene, von Geist, Humor und Satire sprühende, in bester Prosa abgefaßte Münchhausen in großem Stil sind die Memoiren des „Fritz Beutel“ von dem rühmlich bekannten Herman Marggraf († 1864). Die Lügenbeutelei wird darin so weit getrieben, daß sogar den einzelnen Kapiteln aufgeschchnittene Mottos vorgelegt worden sind, was einmal zu einem ergötzlichen „Reinfall“ Anlaß gab. Der bekannte Kalender des Lahrer Hinkenden Boten pflegt die leeren Räume seines Kalendariums mit Sentenzen aus den Klassikern — beläufig bemerkt: nicht immer in geschmackvollster Auswahl — auszufüllen. Unter diesen fand sich vor einigen Jahren folgendes merkwürdige Zitat:

„Es gibt im Menschenleben Augenblicke,
Wo man dabeim sich nicht behaglich fühlt;
Dann rat ich dir, mach' schnell dich auf die Strümpfe,
Sofern du welche hast!

Schiller.“

Ich traute meinen Augen kaum, als ich dieses Zitat las; wo in aller Welt hätte Schiller diese Strümpfpoesie geleistet?! Es könnte allenfalls eine humoristische Parodie der Verse in Wallenstein sein:

Es gibt im Menschenleben Augenblicke,
Wo man dem Weltgeist näher ist als sonst
Und eine Frage frei hat an das Schicksal.

(NB. Ein Satz, der sich wohl im Munde des dem astrologischen Aberglauben ergebenen Wallenstein gut ausnimmt, der aber leider, wie manche andere etwas schwülstig formulirte Sentenz des großen Dichters, von konfusen Köpfen mit Vorliebe gebraucht wird.) Sicherlich aber hatte der Kalender den Satz als echtes Schillerzitat reproduziert, da sämtliche übrigen Zitate echt und ernsthaft waren. Da fiel mir der „Fritz Beutel“ ein, und richtig, das Zitat findet sich als Motto vor dem zweiten Kapitel. Der gute Lahrer hatte sich die Sache leicht gemacht und statt seine Sentenzen aus den Dichterverten selbst mühsam herauszuklauben, dieselben aus Zitatensammlungen genommen, wozu ihm auch Fritz Beutel mit seinen zahlreichen Mottos brauchbar sahen, da man bei oberflächlichem Lesen nicht merkt, daß die Zitate humoristisch parodirt sind. Heutzutage sind es die Handlungsreisenden, welche in der hyperbolischen Schilderung der Großartigkeit ihrer Häuser sich gegenständig verbräuche man jährlich für 1000 Mk. Tinte, so versichert der andere, in seinem erspare man 1000 Mk. Tinte dadurch, daß man die Tüpfelchen aufs i nicht mache. Prahlst der eine, sein Haus brauche einen eigenen Hausknecht, um die Freimarlen der Briefe anzusehen, so überbietet ihn der andere mit der Versicherung, in seinem Geschäft müsse der Buchhalter zweispännig vom Soll ins Haben fahren. Der eine erzählt, bei ihm werden so große Lieferungen Sand aus der Wüste bezogen, daß sich einmal ein lebendiger Löwe darin vorgefunden habe. Das sei noch gar nichts, meint der andere; bei ihm sei auch einmal ein Löwe im Sand gewesen, derselbe habe sich aber in den weitläufigen Magazinen verlaufen, so daß er bis dato noch nicht aufgefunden wurde.

— Alte Soldaten und Waldmänner gleichen den Reisenden und schneiden auf, „daß sich die Balken biegen“. So der Soldat, der von einem Tambourmajor erzählte, er habe ein so feines Gehör gehabt, folglich zu wissen, ob ein Trommelfell von einem ein- oder zweijährigen Kalb genommen sei, und wenn er durch das Brandenburger Tor zog, habe er mit solcher Kraft und Geschicklichkeit seinen Stock mit dem Eisberknopf über das Tor hinweggeworfen, daß er sich für einen Großen Obst laufen, durchs Tor schreiten und seinen aus der Luft kommenden Stock wieder auffangen konnte. Jägerlatein ist es, wenn ein Landjunker erzählt, er sei Nachts auf Rebhühner ausgegangen, habe seinem Hund eine Laterne an den Schwanz gebunden und so bei Laternenchein Feldhühner zu Duzenden geschossen; oder daß er mit einer trächtigen Hündin eine trachtige Hähin gehest habe, die starke Bewegung beschleunigte die Stunde der Geburt, die Hündin warf, der Hase setzte und das junge Hündchen jagte instinktmäßig das junge Häschen. Der jahrende Rufstus auf unserem Bilde gehört offenbar zu dem edlen Geschlechte derer von Münchhausen. Das echte Kirchwasser, das man in den Dorfschenken häufiger vorgelegt bekommt, als in den vornehmen Hotels, hat ihn in die richtige Laune versetzt, und er traktirt sein kleines Publikum dafür mit echtem Musikantenlatein. Die Bauern hören ihm gläubig zu; denn es kostet sie ja nichts. „Wer's nicht glaubt, zahlt einen Wasen“ schlossen früher die Märchenerzähler. Würde es umkehrt lauten, so würden manche fromme und profane Wärdner weniger Glauben finden, bei Bauern wie bei andern Leuten. — A mentour, menteur et demi (auf einen Lügner anderthalb) ist das beste Parasittel gegen Ausschneidereien. Erzählt einer, er habe aus Gram in einer Nacht graue Haare bekommen, so erzählt man, daß einmal eine kohlschwarze Perrücke durch einen plötzlichen Schreden ihres Trägers schneeweiß geworden sei. Hat jemand Kohlhäupter gesehen, so groß, daß Roß und Reiter darunter Platz hatten, so hat man den Kessel zu diesem Kohl gesehen, der so groß war, daß die Arbeiter, die ihn fertigten, einander gar nicht hämmern hörten. Hat jemand einen Flötisten gekannt, der die Flöte auseinanderblasen konnte, so dient man ihm mit dem Waldhornisten, der sein Horn kerkengerade blies. Wer oben am Münster eine Fliege sitzen sieht, den überbietet man mit der Versicherung, daß man sie sumsen hört. — Es gibt indes Leute, die ihre Ausschneidereien so oft erzählen, daß sie schließlich selber daran glauben.

Der Geburtstagskuchen. (S. 328—329.) Großvater feiert heute seinen siebenzigsten Geburtstag. Man sieht es ihm kaum an, denn seine Gestalt ist weder gebüdt noch hüfällig und seine Bewegungen sind immer noch elastisch. Nur das hüfliche Haar, das von dem schwarzen Sammtkäppchen hell absticht, läßt uns erraten, daß mehr als sechzig Jahre über dies Haupt hinweggezogen sind. Der Mann hat ein Leben voll Pflichttreue und Entbehrung hinter sich; nahezu ein halbes Jahrhundert hat er mit den Tücken des Schicksals und der Verhältnisse unverzagt gerungen, um bei seinen Kindern den Grund zu einer anständlichen Zukunft zu legen. Mancher hat schon gedacht und sich mit seinen Händen abgequält, um die Zukunft seiner Kinder zu sichern; wenigen ist es gelungen. Ihm scheint es bis zu einem gewissen Grade geglückt zu sein, denn seine Kinder haben alle einen lohnenden Broterwerb gefunden. Sein ältester Sohn ist sogar in einer großen Stadt Profurist bei einer angeesehenen Firma geworden und seine Einkünfte sind groß genug, daß er den alten Vater bei sich haben könnte.

Allein der Alte hat es immer abgesehen. Er will in dem bescheidenen Hinterstübchen wohnen bleiben, wo er die guten und schlimmen Zeiten seines Lebens verbracht, wo er gearbeitet, gesorgt, gedarbt und gerungen hat, und wo heute die Sonnenstrahlen so traulich durch die halbblinden Scheiben fallen. Dem Alten ist es heute doppelt behaglich zu Mut, denn seine Kinder haben ihn nicht vergessen. Ein duftiger Strauß steht auf dem Tisch und von auswärts ist eine vielversprechende Kiste angekommen, gewiß von dem ältesten Sohn, die zwei Flaschen feinen Wein und eine Kiste guter Zigarren enthalten hat. Einen Geburtstagskuchen hat die älteste Tochter gebacken, die mit ihrem Mann in demselben Hause wohnt und wir sehen, wie die lustige Truppe der Enkel erscheint, um mit dem Großpapa den Geburtstagskuchen zu teilen, wozu der gute Alte auch gern bereit ist. Der Künstler (Gustav Zgler) hat die Begierde der ungezügelter Jugend nach dem bevorstehenden Hochgenuß vortrefflich darzustellen gewußt; namentlich ist der eben erst zur Gratulation erschienene Herr Enkel so von dem Borgeschmack des Geburtstagskuchens hingerissen, daß er noch nicht einmal Zeit gefunden hat, seinen Hut und seinen mächtigen Regenschirm abzulegen, welcher letzteres Familienstück er, wie es scheint, nur „aus Alt“ mit sich führt. Seine ältere Schwester, die den jüngsten Bruder auf dem Arm trägt, nimmt dagegen schon eine etwas „geletztere“ Haltung ein.

Es ist ein bescheidener und pflichtgetreuer Kämpfer ums Dasein, dessen Lebensabend der Künstler vorherrschend. In einem solchen Leben ist viel von Entfagung und wenig von Genuß vorhanden; es ist eine Art stillen Heldentums, das sich am Ende seiner Laufbahn mit einer so bescheidenen Vergütung für seine Mühen und Entbehrungen begnügen muß! Ach, und wie vielen wird diese geringe Vergütung nicht zu Teil.

A. T.

Die Organisation der wissenschaftlichen Wetterbeobachtungen.

(Illustration S. 333.)

Man läßt es sich heutzutage gewaltig sauer werden das Geschäft des Wetterbeobachtens und Wettererkennens, und man ist auf dem besten Wege allgemach, wenn nicht Wetter zu machen, so doch insofern Herr der Witterung zu werden, daß man sie durch Erkundung der Wege, welche Wind und Wetter nehmen, durch Erforschung der Weise ihrer Entstehung, und endlich durch Vorausverläumdung der Zeit ihres Eintreffens an den verschiedenen Punkten ihrer Bahn ihnen gewissermaßen die Zähne ausbricht, sie vergleichsweise unschädlich macht. Das kann nun absolut nicht anders geschehen, als durch beständige Beobachtung der mit Klima und Witterung in irgend einer Beziehung stehenden atmosphärischen Erscheinungen. Zu dieser Ueberzeugung war man schon vor langer Zeit gekommen; dies lehren die sorgfältig aufgezeichneten Beobachtungen, welche seit Anfang des vorigen Jahrhunderts auf der Sternwarte zu Paris gemacht worden sind, und nicht minder die vom päpstlichen Kurfürsten Karl Theodor herrührende Gründung der Societas meteorologica palatina (päpstlichen meteorologischen Gesellschaft) zu Mannheim im siebenten Jahrzehnt desselben Jahrhunderts. Doch erst Alexander Humboldt brachte es dahin, daß man sich in wissenschaftlichen und auch vielfach in Regierungskreisen für meteorologische Beobachtungen im großen mehr zu interessieren begann. Seinem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß Friedrich Wilhelm III. von Preußen 1865 eine Kabinettsordre erließ, welche die Errichtung eines statistischen Büreaus befaß und als erste der 12 Aufgaben, welche diesem Bureau gestellt wurden, ausführte: Meteorologische Beobachtungen über die Lufttemperatur, physikalischen Einfluß auf das Wachstum des Getreides der Pflanzen, des Holzes u. Wirklich bedeutende Erfolge hätte die Meteorologie auch bei großartigster Organisation des Beobachtungswezens nicht zutage fördern können, wenn ihr nicht der Telegraph zu Hilfe gekommen wäre. Schon als der optische Telegraph erfunden worden, erwähnte der französische Deputirte zur Konstituante Komme (1793) einen der Dienste, welche die neue Erfindung zu leisten vermöchte, die Möglichkeit, kommende Unwetter Küstenbewohnern und Landleuten zu signalisiren. Dieser wichtigen Aufgabe war jedoch erst der elektrische Telegraph gewachsen, und der österreichische Meteorologe Krell ist der erste, welcher sich Mühe gegeben hat, ein telegraphisches meteorologisches Netz zu organisiren. An dem gewaltigen Sturm, der im Juli 1841 durch ganz Europa zog, und in Süditalien am Vormittage des 17. Juli losbrach, in Prag jedoch erst ungefähr 30 Stunden später eintraf, nämlich am Abend des 18. nach 5 Uhr, wies er die weit überlegene Geschwindigkeit elektrisch-telegraphischer Mitteilung gegenüber der Bewegungsseile auch des stärksten Orkans nach. Aber auch jetzt kam es noch immer nicht zu einer Organisation für die Zwecke der Meteorologie; erst Mitte der 50er Jahre begann man in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in Frankreich und in Italien von einer Reihe über die betreffenden Länder verteilter Beobachtungsstationen Witterungstelegramme an eine Zentralstation zu senden, und erst 1858 gelang es dem Direktor des niederländischen meteorologischen Instituts Buys-Ballot seine Regierung zu einer Berordnung zu bewegen, welche anbefahl, der Schifffahrt zu Nutzen regelmäßig telegraphische Witterungsberichte nach den Hafenorten zu befördern.

Dem Beispiel der Niederlande folgte England 1861, Frankreich 1863, später auch die übrigen Kulturländer. Von höchster Bedeutung ist nun die Einsicht, wie sich dieselben gleichmäßig auf einem größeren Teile der Erdoberfläche darstellen. Diese Einsicht zu gewinnen hat man

die sogenannten synoptischen Karten eingeführt, und dadurch, daß man mit Hilfe der Telegraphie täglich für einen großen Teil Europas solche synoptische Karten zeichnete, gewann man die Erkenntnis, daß die Veränderungen unserer Witterung von einer Aufeinanderfolge gewaltiger Luftwirbel abhängen, welche zumeist von West nach Ost über Europa hingehen. Auf dieser Grundlage bauten nun schon seit längerer Zeit mit dem größten Eifer die europäischen Stationen und Institute der Meteorologie fort. Erstere spannen ihr Netz gegenwärtig schon so ziemlich über den ganzen Erdball aus, sind aber nirgends so zahlreich und auch nirgends besser organisiert und ausgestattet als in Nordamerika, wo die Offiziere aller Militärstationen die Pflicht haben, mittels der meteorologischen Apparate das Wetter zu beobachten und täglich nicht weniger als dreimal über den Barometerstand, die Temperatur, die relative Feuchtigkeit, die Richtung und Geschwindigkeit des Windes, den Zustand des Himmels, die Richtung des oberen Wolkenzugs und die seit der letzten Beobachtung gefallene Regenmenge dem Zentralinstitute telegraphisch Bericht zu erstatten. Von dem in Washington befindlichen Zentralinstitute werden nun Sturmwarnungen an alle Hafenstädte und Wetterprognosen an ein paar Duzend sogenannte Verteilungszentren telegraphisch, d. h. an geeignet gewählte Städte, von wo aus mittels der Eisenbahnen, der Dampfboote und Posten gedruckt auf die Beobachtungen von 11 Uhr Abends basirte Wetterprognosen bis in die kleinsten Orte gesendet und bereits durch die Morgenblätter des nächsten Tages jedem, der Zeitungen liest, zugänglich werden. Ueber den gegenwärtigen Stand des meteorologischen Beobachtungswezens in Deutschland berichten wir später einmal. In der Schweiz, wohin uns unsere Illustration führt, wurden die meteorologischen Stationen mit Unterstützung der Bundes- und Kantonsregierungen durch die schweizerische naturforschende Gesellschaft gegründet und die Zentralstelle nach Zürich verlegt. Die Schweiz bietet besonders günstige Gelegenheit zu meteorologischen Höhenbeobachtungen und diese sind von hoher Wichtigkeit, da wir uns auf dem Boden des atmosphärischen Ozeans befinden, wo Witterungserscheinungen zur Geltung kommen, welche ihre Ursache in den atmosphärischen Strömungen und sonstigen atmosphärischen Vorgängen höherer Regionen haben. Möglichst hochgelegene, über ihre Umgebung frei emporgelagerte Bergstationen sind daher von der allergrößten wissenschaftlichen Bedeutung; solcher Stationen besitzt aber auch die Schweiz vorläufig unter der großen Zahl ihrer Höhenstationen überhaupt erst drei, nämlich die auf dem Säntis in einer Höhe von 1253 Meter, die auf dem Rigi 1790 Meter, endlich die am 1. September 1882 eröffnete auf dem 2467 Meter hohen Säntis. Das Hauptinstrument der Säntisstation sehen unsere Leser vor sich, ein in London nach dem System Vedley hergestelltes Anemometer (Windmesser), welches auf der alten eisernen Signalpyramide auf der höchsten Säntis Spitze angebracht ist, welche letztere in ihrem Innern die Vorrichtung zur Registrierung von Geschwindigkeit und Richtung der Winde birgt und durch eine starke sechsseitige Holzverschaltung einen neuen Schutz gegen die gewaltigen Unbilden der Säntiswitterung empfangen hat.

Das Anemometer besteht aus vier, meist blechernen hohlen Halbkugeln, welche senkrecht an einem rechtwinkligen Kreuze befestigt sind, das sich um eine senkrechte Achse sehr leicht zu drehen vermag. Der Wind treibt nun die Halbkugeln stets mit der konvexen (erhabenen) Seite voraus im Kreise um und bewirkt, daß die senkrechte Drehachse mit Hilfe von Transmissionsstangen und Schrauben die Drehbewegung des Schalenkreuzes in die fortschreitende Bewegung eines Schreibstiftes verwandelt, der die Merkzeichen der Windgeschwindigkeit auf einem durch eine Uhr bewegten Papierstreifen notirt. Ebenso geschieht die Aufzeichnung der Windrichtung, wobei die zwei auf unsrer Zeichnung hervortretenden Windfögel wieder zur Verwendung kommen. Die starke, eiserne, 1 1/2 Meter im Durchmesser haltende Galerie, welche in einer Höhe von 4 1/2 Meter das Anemometer umgibt, dient hauptsächlich dem Zweck, dasselbe gegen die zerstörenden Einflüsse starker Entladungen der atmosphärischen Elektrizität (Blitzschläge) zu schützen, und hat deshalb in gleichen Abständen sechs 3 Meter lange Blitzableiterstangen zu tragen, von denen 7 Millimeter dicke Kupferdrähte in die Erde hinabgehen und mit dieser verbunden gute Elektrizitätsableitungen bilden. Dem auf der Säntisstation postirten Beobachter, Herrn John Weyer aus Hiltwyl im Kanton Thurgau ist eine ansperrungslosste Aufgabe geworden, er hat da oben in weltferner Einöde zu überwintern, alljährlich monatelang sich auf den Umgang mit seinen gelehrtten Instrumenten und dem Säntiswirt Dörz, der ihn nicht verlassen will, zu beschränken, auf alle nicht wissenschaftlichen Freuden der Welt aber ganz und gar zu verzichten.

E. A.

Mitteilungen aus dem Gebiete der Landwirtschaft.

Enten als Gartenpolizei. Schnecken und Regenwürmer waren uns eine schreckliche Plage. Alles haben sie verzehrt oder beschädigt, unsere Erbsen, Bohnen, unseren Salat, kurz alles Grüne in unserem Garten. Wir versuchten alles mögliche, um uns von dieser Pest, welche sich im Garten eingenistet hatte, zu befreien. Aber nur mit schwachem Erfolge. Denn während wir in einem Teil des Gartens der Jagd auf das kriechende Bild oblagen und es dort ausgerottet hatten, war dasselbe in verstärkter Anzahl in den anderen Beeten erschienen. Wir wußten uns zuletzt keinen Rat, bis wir uns erinnerten, daß die Enten große Freunde seiter Schnecken und Regenwürmer seien. Demgemäß

entschlossen wir uns, sie in den Gemüsebeeten auf Insekten Jagd zu lassen. Das wurde an einem milden Frühlingmorgen ins Werk gesetzt. Der Sprühregen, welcher zeitweilig fiel, war dem Unternehmen günstig. Es war lustig mit anzusehen, wie die Enten sich das Gewürm schmecken ließen und wie sie die Kohlstengel emsig nach Insekten abtasteten. Die Anzahl von Würmern, welche sie heißhungerig verschlangen, war wirklich erstaunlich. Zuletzt hatten sie ihre Kröpfe so gefüllt, daß sie kaum weiter watscheln konnten. Aber ihr Appetit war augenscheinlich noch nicht gestillt. Sie hätten noch weiter nach Insekten gesucht, wenn wir der Jagd nicht Einhalt geboten hätten. Aber das mußten wir tun. Denn es zeigte sich bald, daß das Mittel fast so schlimm, wie das Uebel sei. Denn im Eifer der Jagd ließen sie über die Pflanzen, die unter dem Gewicht der Tiere zusammenbrachen oder sonst beschädigt wurden. Hätten wir die Enten länger hausen lassen, so wäre weder für uns noch für die Schnecken etwas übrig geblieben. So mußten wir sie trotz ihrer Erfolge in der Würmer- und Insektenjagd von den Beeten entfernen. Später als die Pflanzen stärker geworden und höher standen, sodas die Enten sie nicht mehr zertreten konnten, pflügten wir die Enten gelegentlich auf die Schnecken loszulassen. Aber das Resultat war immer dasselbe. Der Erfolg der Insektenvertilgung war durch die Beschädigung der Pflanzen beeinträchtigt.

Dieses Jahr sind die Insekten zwar nicht so zahlreich, aber immerhin haben sie sich unangenehm bemerkbar gemacht. Aber anstatt die alten Enten auf den Insektenfang zu schicken, haben wir es diesmal mit den jungen versucht. Wir verwendeten dazu Enten, die zwei oder drei Wochen alt waren. Mit Ausnahme von zwei sehr regnerischen Nächten waren sie fortwährend im Freien gelassen worden und waren dabei wunderbar geblieben. Freilich hatten wir einige verloren, aber nicht durch die Kälte, sondern aus anderen Ursachen, die wir ein andermal vermeiden werden. Aufgezogen wurden die jungen Enten in der folgenden Weise: Im Garten selbst wird die Henne unter einen Korb gesetzt, sodas die jungen Enten, sobald sie kalt oder naß haben, sich bei der Henne trocken und wärmen können. Abends wird der Korb mit einem Sack zugedeckt, um Regen und kalten Wind abzuhalten. Die Enten werden Morgens hinausgelassen und bleiben den ganzen Tag über im Freien. Sie bekommen mehrmals des Tages weiches gekochtes Futter aus Gerstenmehl, gemischt mit Ziegenmilch, oder eine Art Suppe, in welcher eine alte Henne oder Fleisch gekocht wurde. Darin oder in Milch besteht ihr Getränk. Wenn sie Morgens ausgegessen werden, berühren sie höchst selten ihr Futter, sondern rennen flugs in die Beete, um Insekten zu suchen. Erst wenn sie kalt oder naß haben, kehren sie zur Henne zurück, und dann erst nehmen sie von dem für sie zubereiteten Futter. Nach kurzer Ruhe eilen sie wieder zu den Beeten zurück, und es ist ein hübsches Schauspiel, sie unter den Pflanzen herumtrippeln zu sehen, wenn sie so schnell als ihre Füßchen sie tragen, einem Schmetterling nachzujagen. Der Schaden, den sie den jungen Pflanzen zufügen, ist sehr unbedeutend und die Anzahl von Schnecken und Insekten, die sie gierig verschlingen, ganz ungläublich. Denn ihren scharfen Augen entgeht auch nicht der kleinste Wurm, und was sie sehen, das entkommt ihnen nicht. Der Nutzen, den wir dieses Jahr von unserer Idee ziehen, ist ein doppelter. Unser Garten bleibt von den Insekten verschont, und die Enten selbst wachsen zusehends und sind sehr fett. Sie werden gerade zur Zeit für die Tafel reif, wenn die ersten Erbsen kommen. Diesmal haben wir reichlich junge Erbsen gehabt, denn die Schnecken, welche sie sonst vor unseren Augen verspeißt haben, die haben gerade die Enten fett gemacht, die zu den jungen Erbsen gehören.

(„Vogelzucht.“)

Tier- und Pflanzenkunde.

Ueber die Beringinseln und ihre Tierwelt hat Nordenfjöld, welcher das entlegene Eiland auf seiner großen Fahrt um den Nordrand Asiens besuchte, in der dänischen „Geographisk Tidsskrift“ eine Abhandlung zu Ehren Bering's veröffentlicht, in welcher er mannigfache, in geographischer und naturhistorischer Hinsicht interessante Mitteilungen macht. Zur Zeit der Forschungsreisen Bering's war auf der nach ihm benannten Insel vor allem die Tierwelt reichhaltig vertreten und es gab viele Arten, welche heute dort nicht mehr vorkommen. Zu den merkwürdigsten derselben gehörte die Seeluh (Rhytina Stelleri), ein „schwimmender Dickschädel“. Sie war dunkelbraun von Farbe und mit Haaren bedeckt, die zu einer Art von Außenhaut zusammengewachsen waren, welche der Rinde einer alten Eiche gleich. Die Länge der Seeluh betrug nach Steller, einem Begleiter Bering's, welcher nach dessen

Tode die naturwissenschaftlichen Forschungen auf dem Eiland fortsetzte, gegen 10 m und das Gewicht 500 Zentner. Zu Bering's Zeiten grasteten diese Tiere, in großen Herden wie Hornvieh vereint, überall längs der Küste und er wie seine Begleiter töteten eine große Anzahl derselben. Man sah sie beständig die an der Küste reichlich vorkommenden Seepflanzen abweiden, wobei sie sich durch die Gegenwart von Menschen nicht stören ließen. Später bildete die Jagd auf die Seeluh einen wichtigen Nahrungsweig für die Russen, welche von Kamtschatka nach den Aleuten hinüberzogen; sie wurden fast ausgerottet, so daß sie zu Stellers Zeiten nur noch auf der Beringinseln vorkamen. Die genauesten Untersuchungen, welche die berühmten Mademiter v. Baer und v. Brandt später angestellt haben, ergaben die auffallende Tatsache, daß die Rhytina Stelleri überhaupt niemals früher von jemand gesehen worden ist, als im Jahre 1741, und daß nachweisbar das letzte Exemplar dieser Tierart im Jahre 1768 getötet wurde. Wie die Untersuchung der Weideplätze der Seeluh durch den Botaniker der „Bega“, Dr. Kjellmann, ergab, hatte das Tier seinen Aufenhaltsort an einem der algerreichsten Meere gewählt. Der Meeresboden zeigt sich hier an günstigen Stellen mit Algenwäldern bedeckt, welche eine Höhe von 20 bis 30 m erreichen und in welchen die Stämme so dicht stehen, daß das Schabegras bei Grundnezuntersuchungen nur schwierig unten zwischen ihnen eindringen kann. Dergestalt waren die Verhältnisse als Nordenfjöld mit dem Gelehrtenstabe der „Bega“ seinen Besuch auf der Insel machte. Es mußte ihm daranliegen, über die Seeluh Stellers genaue Informationen zu erhalten. Nordenfjöld suchte daher möglichst viele Seeluhtheile des Tieres zu erwerben und über seine Geschichte Auskunft zu erhalten. Beides gelang über Erwarten. Die Harmlosigkeit und Vertraulichkeit, welche zu Zeiten Stellers auf der Beringinseln die Seeluh auszeichnete, hat sich auch bei einer Reihe von anderen Tiergeschlechtern der Insel bis jetzt erhalten. Nordenfjöld gibt in dem vorliegenden Aufsatz hierüber Auskunft. Es betrifft zunächst den schon zu Stellers Zeiten in ungeheurer Anzahl auf der Insel vorhandenen Seebär. Die Alaska-Kompany, welche das Alleinrecht auf die Jagd der Seebären besitzt, erlegte im Jahre 1879, als Nordenfjöld die Insel besuchte, an 13 000. Bei Eintritt der Jagdzeit umringt eine Anzahl Jäger die Tiere und treibt sie die Küste hinauf bis zu einem bestimmten Schlachtplatz. Es bietet einen wunderlichen Anblick, wie die Männer, an Ort und Stelle angekommen, jedes Tier, das sie erst auf die Schnauze schlagen, dann einfach mit einem Messer erstechen. Wie der Landwirt anderswo Herden von Rindern oder Schafen züchtet, so behandelt die Alaska-Kompany die zahlreichen Herden von Seebären fast wie Herden zahmer Tiere.

Rätsel.

Ich führe dich vom Hennegau hinüber nach Brabant,
Und wenn du willst auch weiter noch hinein ins Niederland.
Ich trample, ein gehörnter Troh, hoch droben überm Meer,
Und breit' mich unter meinem Fuß als Wiesensteppich her.
Ich führe schier im Wolkenreich ein einsam Menschenjein,
Und bette mich als Haide öd in deutsche Gauen ein.

E. R.

Rebus.



Inhalt: Die Alten und die Neuen. Roman von M. Kautsky. (Fort.) — Zur Lage der Landwirtschaft. Von Wilhelm Bloß. — Zweierlei Perpetuum mobile. Unterhaltungen zur Aufklärung. I. Von Ingenieur P. Köhler. — Aus der Franzosenzeit. Erzählung von Franz Lehmann. — Das Innere der Erde. Eine Auseinandersetzung über den gegenwärtigen Stand einiger Fragen der Wissenschaft. Von Bruno Geiser. — Proben deutscher Volkspoesie der Gegenwart: Die Pascher. Von Linus Jungmann. — Das deutsche Lied in Nordamerika. Das unsere Illustrationen: Fahrender Musikant. — Der Geburtstagsstuchen. — Die Organisation der wissenschaftlichen Wetterbeobachtungen: Das Anemometer auf dem Säntis in der Schweiz. — Mitteilungen aus dem Gebiete der Landwirtschaft: Enten als Gartenpolizei. — Tier- und Pflanzenkunde: Ueber die Beringinseln und ihre Tierwelt. — Rätsel. — Rebus. — Ärztlicher Ratgeber. — Redaktionskorrespondenz. — Polytechnischer Briefkasten. — Mannichfaltiges. — Aufzählungen. — Gemeinnütziges. — Sprechsaal für jedermann.

Mit diesem Heft schließt das II. Quartal des 9. Jahrganges der „Neuen Welt“. Die geehrten Post-Abonnenten werden ersucht, die Bestellungen auf das III. Quartal ungesäumt aufzugeben, damit keine Unterbrechung in der Zustellung des Blattes eintritt.

Die Expedition der „Neuen Welt.“